

Zeitschrift: Scholion : Bulletin
Herausgeber: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band: 14-15 (2023)

Artikel: "Ineinander ..."
Autor: Oechslin, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

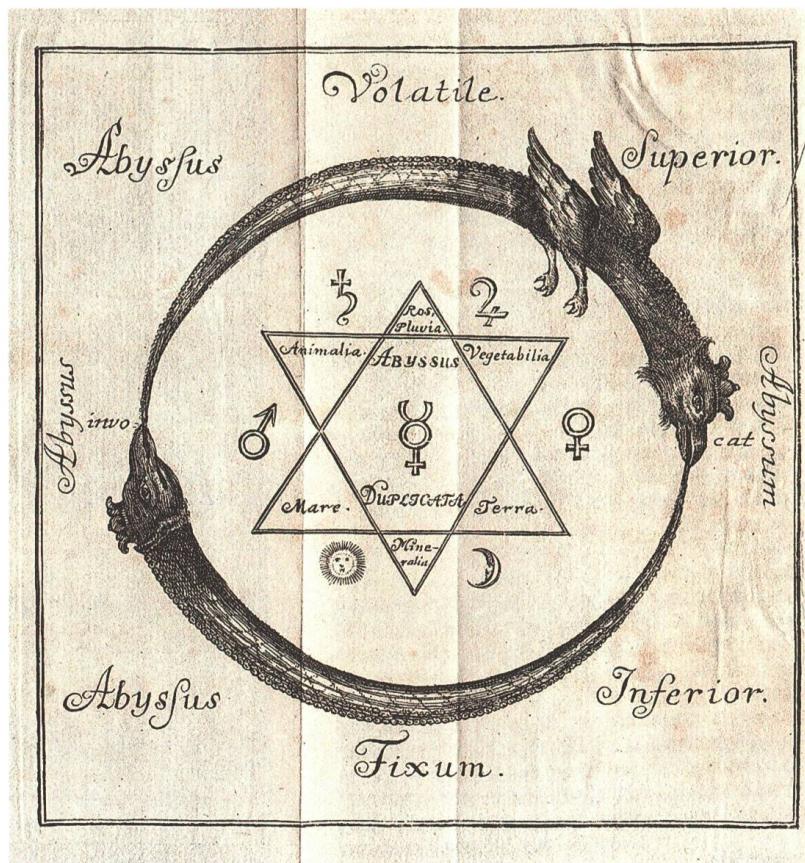


Abb. 138: Anton Joseph Kirchweger, *Aurea Catena Homeri*. Das ist:
Eine Beschreibung von dem Ursprung Der Natur und natürlichen
Dingen, Neue Auflage, Leipzig: Samuel Benjamin Walther, 1728,
Fol. Xo3 vor Abyssus

“INEINANDER ...”

[2021]

“Wollt Ihr zum Ganzen, seid Ihr auf dem Wege dahin, so könnt Ihr zuversichtlich annehmen, Ihr werdet nirgends eine natürliche Gränze finden, nirgends einen objectiven Grund zum Stillstande, ehe Ihr nicht an den Mittelpunct gekommen seid. Dieser Mittelpunct ist der Organismus aller Künste und Wissenschaften, das Gesetz und die Physik der Fantasie und der Kunst dürfte wohl eine eigene Wissenschaft sein, ich möchte sie Encyclopädie nennen:

aber diese Wissenschaft ist noch nicht vorhanden.

Und eben weil sie noch nicht vorhanden ist, diese Wissenschaft, darf ich für meine im Geiste derselben entworfenen kritischen Versuche und Bruchstücke die ernstlichste Aufmerksamkeit und Theilnahme fordern.”

Friedrich Schlegel, Ueber Lessing, in: August Wilhelm Schlegel / Friedrich Schlegel, Charakteristiken und Kritiken, Bd. 1, Königsberg: Nicolovius, 1801, S. 259

“Eine wahrhaft wissenschaftliche und wissenschaftlich brauchbare Idee hängt aber eben deßwegen vor allem wesentlich und genau zusammen mit dem Fundamente der innern Gewißheit für diese wirklich erreichbare Möglichkeit des Gegenstandes, welcher ihre Aufgabe, oder der Aufgabe, welche ihren Gegenstand bildet; also hier mit dem intelligenten Gefühl oder Urtheil über diese innere Gewißheit und Wahrheit im Wissen. Das ganz vollendete und vollkommne Verstehen selbst aber – – – –”

Friedrich von Schlegel, Philosophische Vorlesungen, Wien: Schaumburg, 1830, S. 313

Als 1996 das Projekt unserer Bibliothek den Weg in die Öffentlichkeit suchte und wir um Interesse und Zustimmung warben, stand das erste dieser beiden Zitate Friedrich Schlegels über der ersten Textseite der in wenigen Exemplaren vervielfältigten Broschüre. “Kritische Versuche”, “Bruchstücke”! Es war der “Wunsch nach Ganzheit” in der “räumlichen Beschränkung” ganz im

Sinne der Schlegel'schen Geste, die diesen anspruchsvollen Weg aufzeigte. Der Grundsatz, wonach Bibliotheken öffentlich, der ‘utilitas publica’ zugewandt sein sollen, bestimmte das Ziel; es folgten eine Volksabstimmung in der Gemeinde des Standorts, im Bezirk Einsiedeln, die wir gewannen, die Zustimmung des kantonalen Parlaments und danach, 1998, die Gründung der Stiftung. Als 2002 das erste Heft *Scholion* erschien, war es wiederum das Schlegel-Zitat, das den Blick öffnen und ein radikales Plädoyer für diesen Blick auf das Ganze ablegen sollte, wobei von Anfang klar war, dass der Weg dorthin entscheidend ist und die ökonomische Bedingung räumlicher Beschränkung eine Herausforderung darstellte. Die Zielsetzung betraf einen Mangel und ein Bedürfnis, die sich beide seither verschärft und verstärkt haben.

Auf diesem Weg in die Öffentlichkeit sind wir zu einer Forschungsbibliothek geworden, der dies, die Forschung, die stetige forschende Betätigung mit der eigenen Bibliothek und ihren Beständen, die zentrale Aufgabe und ein dringendes und unverzichtbares Anliegen ist; sie betreibt ihre Forschung auch ganz besonders deshalb, um dem noch nicht mit der Bibliothek vertrauten Besucher und auswärtigen Benutzer den Zugang zu eröffnen und Wege aufzuzeigen. Und natürlich geht es stets um Wissenserwerb und tieferes Begreifen und Verstehen dieses Wissens und – in Friedrich Schlegels Worten – um die “innere Gewissheit”, dies erreichen zu können und deshalb zu wollen (Abb. 139).

I.

‘WISSEN IST DAS LEBENDIGE DENKEN EINES WIRKLICHEN’

Was Schlegel in seinem letzten Vorlesungszyklus in Dresden beschreibt und was dann unter dem Titel *Philosophie der Sprache* im folgenden Jahr 1830 publiziert wurde, ist die innige Beziehung und Verbundenheit forschender Tätigkeit mit dem Leben und der sie bestimmenden Wirklichkeit. Nichts kann von diesem totalen Blick auf das Ganze ablenken, keine scharfe Trennung von *intelligibilis* und *intellectualis*, keine Einschränkung einer “productiven Einbildungskraft” und alles erfassenden *Imagination*, kein Zweifel an der nie aufhörenden “Perfektibilität der philosophierenden Vernunft”. Nichts von all dem, was man in der Zeit Friedrich Schlegels intensivst wie kaum je zuvor mit den Möglichkeiten unseres Denkens behandelt hat, steht der Wirklichkeit entgegen. Es ist vielmehr Teil davon. Man schreckt nicht vor den Grenzen

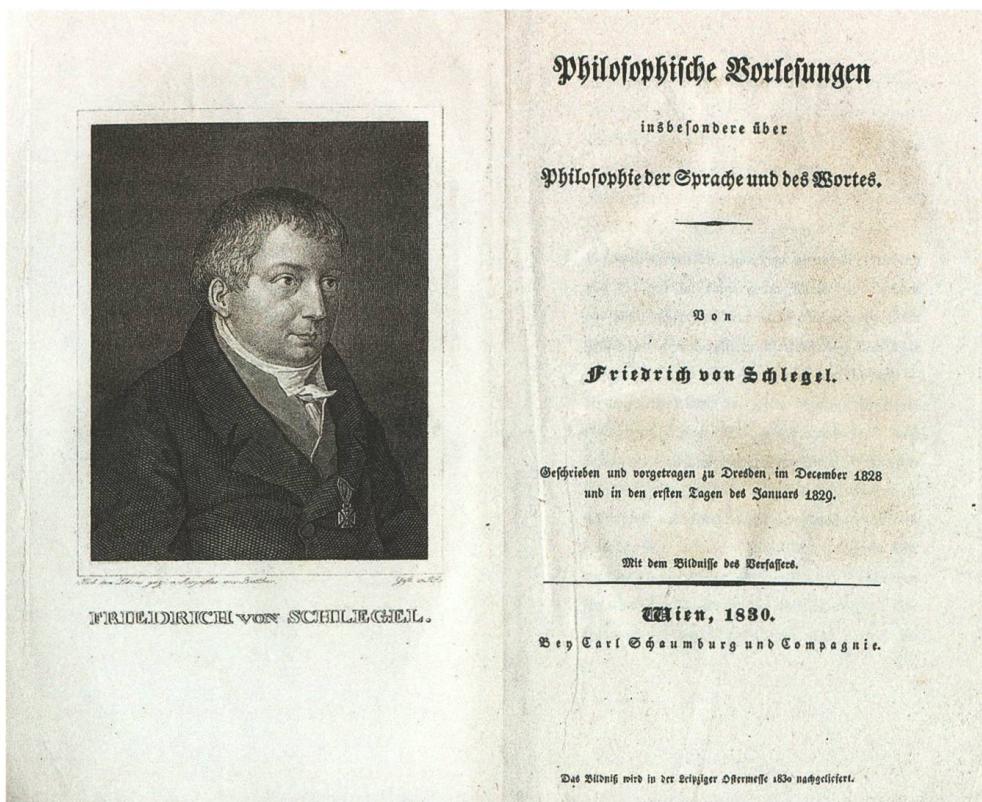


Abb. 139: Friedrich Schlegel, Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes, Wien: Carl Schaumburg, 1830, Frontispiz und Titel

einer “Erfahrungsseelenlehre” zurück und scheut die Ansicht nicht, das “ganze System menschlicher Erkenntnis” könne letztlich auf Wahrscheinlichkeit gründen; Induktion und Analogie in besonderer Weise nutzend und – Leibniz’ “blindem Zufall der Epikuräer” in Erinnerung – liesse sich die Welt des Zufalls in Betracht ziehen, die ja, wie Laplace betont, mit “Glückspunkten” versetzt ist (Abb. 140). Allumfassend ist diese Wirklichkeit, natürlich ausgehend von dem, was in dieser Welt über die Sinne erfahrbar ist und unvermeidbar, ohne Verzögerung gleich in unser Bewusstsein eintritt, sich dort wirksam ausweitet und zur ‘eigentlichen Wirklichkeit’ wird. Wer möchte dort Grenzen aufbauen, wo doch gerade die Verbindung und der hergestellte Zusammenhang entscheidend sind? Wer freut sich nicht darüber, dass sich Vorstellung und Wirklichkeit mindestens so eng und intim berühren wie beim gefeierten Rastertunnelmikroskop von Gerd Binnig und Heinrich Rohrer und zugleich auch unerreichbar weit auseinanderliegen. Es ist einerlei, ob wir die Wirklichkeit vorerst bei unseren Vorstellungen oder bei den materiellen Bedingungen einer Erfahrung ansetzen. Es ist Leben!

Friedrich Schlegels Insistieren auf dem “lebendigen Denken eines Wirklichen” als dem “Wissen” führt noch weiter und macht auch da nicht Halt, wo er im Gefühl die “Quintessenz des Bewußtseyns” ausmacht: “Immer bleibt jeder Ausdruck, auch der beste und treffendste weit hinter dem Gefühl zurück; Gefühl ist Alles, die volle Mitte des innern Lebens, der Punkt von dem die Philosophie ausgeht, und zu welchem sie immer wieder zurückkehrt.” Es stört ihn nicht, dass der Sinn des Wortes Gefühl von einer “flachen oder seichten Ansicht herstammt”, hatte er doch in seiner “siebente[n] Vorlesung” gleich einleitend seinen Satz “Gefühl ist Alles” kommentiert, nur in den Worten läge der “Mißverstand”. Man muss es aus dem Kontrast begreifen, der sich im Vergleich zu der gegen Ende der Vorlesung behandelten “todten Gedankenformel des leeren Absoluten” einstellt. Schlegel hatte für sein “lebendiges Denken” vier Eckpunkte, die “vier Hauptvermögen: Verstand und Willen, Vernunft und Fantasie” als die “vier entgegengesetzten Endpunkte der innern Welt” formuliert, denen er als fünften nun das Gefühl hinzusetzt; jene bezeichnet er auch als “Richtungen” einer äusseren Wirksamkeit, denen auf diese Weise eine “Mitte des Bewußtseins” zukomme.

Natürlich wird hier die Notwendigkeit schärfster Analyse gefordert, um die “innerlich-dialogischen” und “scheinbar-rhapsodischen” Gedankengänge dem ‘Ausdruck’, dem “wirklichen Gespräch” und dem “gegenseitigen Einverständniß zur Sprache” zuführen zu können. Dieser grosse Bogen ist notwendig, wenn die Wirklichkeit nicht einfach beiseitegelegt oder überwunden, sondern ganz und gar berücksichtigt werden soll. Es könnte sonst “irgend ein leeres Trugbild der wissenschaftlichen Einbildungskraft” entstehen. Nun ist also doch die Grenze erkannt: “Das sind alles leere Worte ohne innern Gehalt und Werth, weil nichts davon aus dem wirklichen Leben genommen, und in eigener Erfahrung selbstgefühlt ist.” Und dazu im Kontrast: “Wo aber der Inhalt der rechte und ein in der Wirklichkeit gegebener des innern Lebens ist, da kann im Einzelnen manches noch lückenhaft bleiben, hie und da ein Wort fehlen, der Periodenbau des ganzen Systems oder die allgemeine Ordnung nicht klar und deutlich genug gestellt, einiges sogar fehlerhaft ausgedrückt seyn; und das Ganze doch einen Fortschritt auf dem Wege zur höhern Erkenntniß bezeichnen, und einen Beytrag zu dieser liefern.”

Friedrich Schlegel befasst sich natürlich auch mit dem, was seinem “lebendigen Denken eines Wirklichen” diametral gegenüberzustehen scheint, mit dem mathematischen Denken und auch mit dem, was er als “höhere grammatische Gedankenrichtigkeit” bezeichnet. Er beschreibt diese Differenz, die sich für ihn aus dem geforderten Bezug des “lebendigen Denkens”

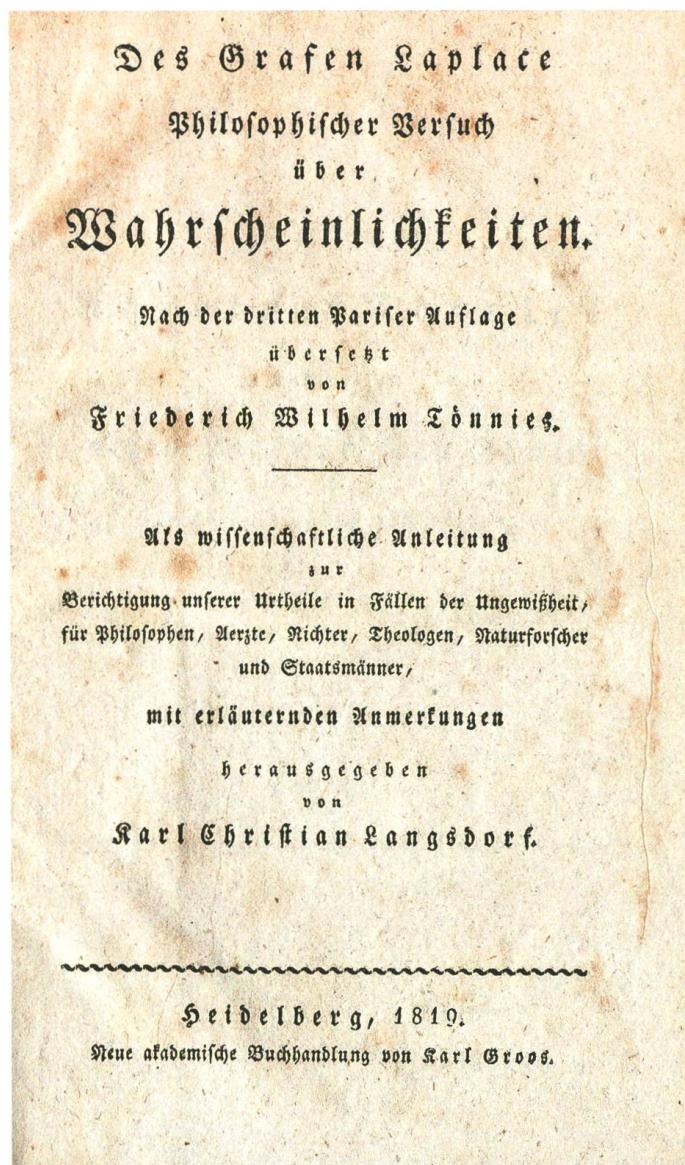


Abb. 140: Laplace, Philosophischer Versuch über Wahrscheinlichkeiten, Heidelberg: Karl Groos, 1819, Titel

zur Wirklichkeit ergeben muss. Mit der Vernunft verbindet er "einheimische wissenschaftliche" Irrtümer wie das "Trugbild des Unbedingten, oder die Täuschung der unbedingten Notwendigkeit". Insofern fällt die Trennung scharf aus: "Dieser falsche Vernunftsschein von einem notwendigen Wissen, nach Art der mathematischen Beweisform, entsteht unmittelbar, so wie die Vernunft, als das Vermögen der logischen Verknüpfung im Denken, und des in dieser Verknüpfung logisch notwendigen Denkens, den festen Boden des Wirklichen verläßt, nach dem für alle Erkenntniß dem Menschen

dreyfach, von innen, von oben und von außen Gegebenen, – in der innern, höhern und äußern, geschichtlich=vernünftigen oder naturwissenschaftlichen Erfahrung, – und ganz in sich selbst begründet auch aus sich selbst, was sie nie vermag, allein ihren Anfang nehmen will.”

In seinem Zugriff auf das Ganze finden alle ‘wissenschaftlichen’ Methoden ihren Nutzen, so sie denn den Boden der Wirklichkeit nicht verlassen, die er gleichsam in allen – seinen – drei Dimensionen verdeutlicht und somit erfasst, was sich schon damals als Zwist zwischen Geistes- und Naturwissenschaften herausbildet. Die Vernunft als “Vermögen des logischen Denkens” sei ein “Vermögen der unendlich fortschreitenden Entwicklungen in diesem Denken; nur aber erfinden, aus sich hervorbringen, kann sie nichts, und verliert ihr eignes Gebiet der ihr angewiesenen und natürlich angemessenen Wirksamkeit”. Wirklichkeit und Wirksamkeit gehören zusammen. Schlegel nimmt sie auf, all die Fragen, die sich aus dem schwierigen Verhältnis von Erfahrung und Vernunft – und dem Risiko eines von der Wirklichkeit losgelösten Denkens – ergeben. Kant benützte dazu in seinen *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können* (1783) Bilder, wie jenes von dem “viel weitläufigeren Nebengebäude”, das “sich der Verstand unvermerkt an das Haus der Erfahrung” anbaut, “ohne es einmal zu merken, daß er sich mit seinen sonst richtigen Begriffen über die Grenzen ihres Gebrauchs verstiegen habe”. Und man mag auch ob der Dringlichkeit der Schlegel’schen Ermahnungen, die dem tiefen Gefühl sehr viel mehr Wirklichkeitssinn zumessen als dem befreiten logischen Denken, selbst an Husserls Aufruf am Ende seines Aufsatzes zur “Philosophie als strenger Wissenschaft” denken: Es öffnete sich “ein endloses Arbeitsfeld” “und eine Wissenschaft, die ohne alle indirekt symbolisierenden und mathematisierenden Methoden, ohne den Apparat der Schlüsse und Beweise, doch eine Fülle strengster und für alle weitere Philosophie entscheidender Erkenntnisse gewinnt”.

Ein offener, letzter Satz, der den Fortgang im Auge hat! Auch Husserl hatte eine Seite zuvor die – weitgefasste – Wirklichkeit beschworen und ein radikales Verfahren gefordert: “Nicht von den Philosophien sondern von den Sachen und Problemen muß der Antrieb zur Forschung ausgehen.” Schlegels letzte Vorlesung ging einmal mehr vom “Trugbild des Unbedingten” aus, stellte dagegen den “Standpunkt des Lebens” und führte auch das “Denkfaktum” an das “Erste in der Erfahrung von innen Gegebene” heran. Von dem “in der ersten Gefühlswahrnehmung erfaßten Wirklichen” und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten gelangt er – “in dieser ganzen



Abb. 141: Fr. Schlegel, Philosophische Vorlesungen, Wien: C. Schaumburg, 1830, S. 313

Entwicklung des innern und höhern Lebens” – zum Bewusstsein und zur Idee der Wissenschaft. Es ist “mehr nur eine Indikation und Richtschnur, oder Regel des Möglichen”. “Eine wahrhaft wissenschaftliche und wissenschaftlich brauchbare Idee”, so beginnt der letzte noch zu Ende geführte Satz Friedrich Schlegels, hänge wesentlich und genau zusammen “mit dem Fundamente der innern Gewißheit für diese wirklich erreichbare Möglichkeit des Gegenstandes”, “also hier mit dem intelligenten Gefühl oder Urtheil über diese innere Gewißheit und Wahrheit im Wissen”. Und dann folgt der nicht zu Ende geführte Satz, dem der Herausgeber die vielsagenden fünf

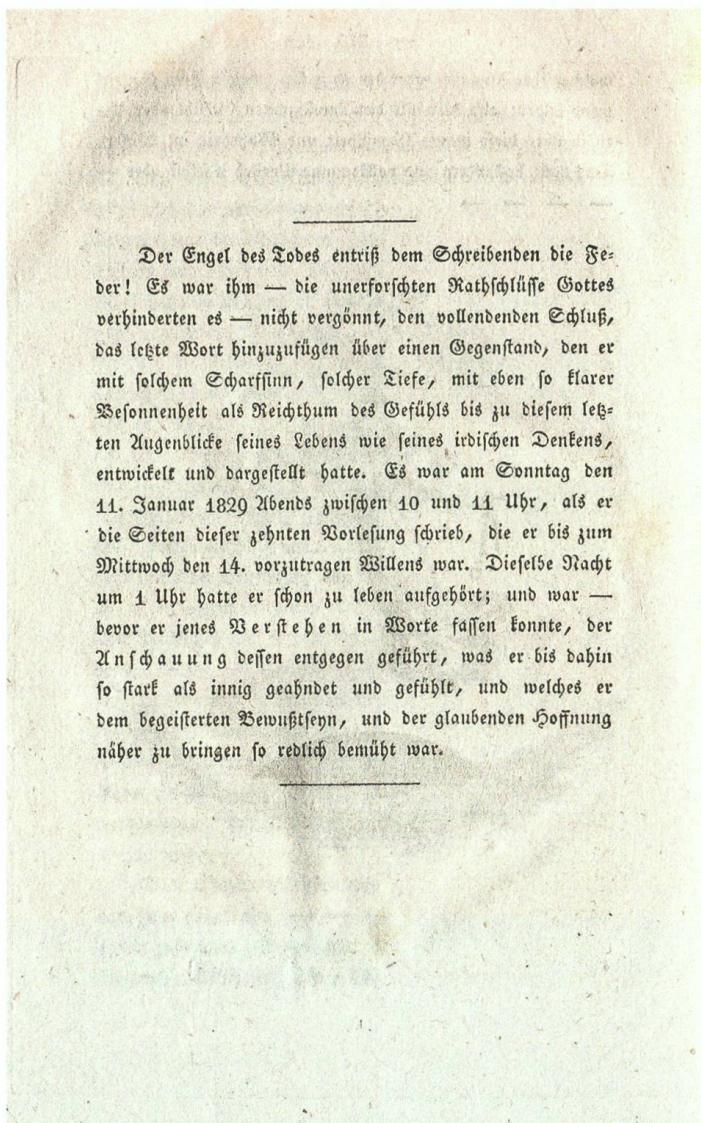


Abb. 142: Fr. Schlegel, Philosophische Vorlesungen, Wien: C. Schaumburg, 1830, S. [314]

langen Gedankenstriche hinzusetzte: “Das ganz vollendete und vollkommne Verstehen selbst aber — — — —” (Abb. 141).

Auf der Rückseite dieses Blattes liest man den kurzen Bericht des Herausgebers (Abb. 142): “Der Engel des Todes entriß dem Schreibenden die Feder! Es war ihm – die unerforschten Rathschlüsse Gottes verhinderten es – nicht vergönnt, den vollendenden Schluß, das letzte Wort hinzuzufügen über einen Gegenstand, den er mit solchem Scharfsinn, solcher Tiefe, mit eben so klarer Besonnenheit als Reichthum des Gefühls bis zu diesem letzten Augenblicke seines Lebens wie seines irdischen Denkens, entwickelt und dargestellt hatte. Es war am Sonntag den 11. Januar 1829 Abends zwischen 10 und 11 Uhr, als er die Seiten dieser zehnten Vorlesung schrieb, die er bis zum Mittwoch den 14. vorzutragen Willens war. Dieselbe Nacht um 1 Uhr hatte er schon zu leben aufgehört; und war — bevor er jenes Verstehen in Worte fassen konnte, der Anschauung dessen entgegen geführt, was er bis dahin so stark als innig geahndet und gefühlt, und welches er dem begeisterten Bewußtseyn, und der glaubenden Hoffnung näher zu bringen so redlich bemüht war.

Es war am Sonntag den 11. Januar 1829 Abends zwischen 10 und 11 Uhr, als er die Seiten dieser zehnten Vorlesung schrieb, die er bis zum Mittwoch den 14. vorzutragen Willens war. Dieselbe Nacht um 1 Uhr hatte er schon zu leben aufgehört; und war – bevor er jenes Verstehen in Worte fassen konnte, der Anschauung dessen entgegen geführt, was er bis dahin so stark als innig geahndet und gefühlt, und welches er dem begeisterten Bewußtseyn, und der glaubenden Hoffnung näher zu bringen so redlich bemüht war.”

Das Unvermögen, tieferes Verstehen durch die Sprache abzubilden, das Schlegel thematisierte, wird hier in eine religiöse Sphäre gehoben. Jener Abbruch des Textes, die ‘fehlende’ Antwort, was jenes vollkommene Verstehen denn sei, ergibt hinterher, ganz unabhängig vom plötzlich eingetretenen Tod, Sinn; es muss offenbleiben. Denn es geht um die Möglichkeit: “eine Indikation und Richtschnur, oder Regel des Möglichen” schrieb Schlegel Zeilen zuvor. Die ewige Bewegung verbindet sich mit der Lebendigkeit, die Schlegel dem Denken zumisst, soll es denn der Wirklichkeit zugeordnet sein und mit dieser schritthalten. Auf der Vorderseite dem letzten Satz folgend findet sich auf der auf diese Weise freigesetzten Seite ein allegorisches Bild. Es zeigt einen schwebenden Engel – oder doch eher eine Genie – mit einer zerrissenen Kette, die beides, das Ende des Lebens und die Freisetzung aus den irdischen Zwängen, symbolisiert; er schwebt zwischen der Erde, deren Horizont in den Wolken verschwindet, und der göttlichen Weisheit, die im üblichen Bild des in ein Dreieck gesetzten göttlichen Auges erscheint. Nachstehend haben die Herausgeber nebst den Inhaltsangaben zu den einzelnen Kapiteln respektive Vorlesungen den Plan des Ganzen mitsamt dessen Ankündigung wiedergegeben, einen Plan, der das Ganze in die Perspektive einer umfassenden geistigen Tätigkeit von grundsätzlicher und existentieller Bedeutung rückt. Demnach folgte der – im Titel des Buches hervorgehobenen – Philosophie der Sprache eine “Religionsphilosophie oder Philosophie der Offenbarung” und schliesslich in den Vorlesungen VIII. bis XI. eine “Naturphilosophie, nämlich christliche, im höchsten Sinne”, was in der Ankündigung erläutert wird: “Der Inhalt der vier letzten wird seyn die Bedeutung der Natur aus dem Verständnis des Ganzen, und die Bestimmung des Menschen nach der höchsten Erkenntniß.” Natürlich bildet sich hier ab, was in der Entwicklung der Philosophie nach Kant bei Fichte, Schelling und Hegel zur umfassenden Aufgabe eines über die reine Vernunftlehre hinausgreifenden und der Vorstellung des Ganzen gewidmeten Denkens führte. In der Vorrede betonten die Herausgeber den unvollendeten Charakter dieses umfassenden Ganzen im Buch Schlegels, der sein “in Gedanken lange

vorbereitetes Geisteswerk, jedesmahl erst unmittelbar vor dem mündlichen Vortrage desselben verfaßte und niederschrieb”.

Selbst dies, dass die Einsichten und Erkenntnisse erst zum jeweiligen Anlass angezeigt und besprochen werden, passt zur Bewegung und Beweglichkeit, deren sich eine Bibliothek täglich vergewissern muss. Der Antiquar und Bibliothekar Paciaudi hat im Wissen um die ständige Veränderung einer Bibliothek die Formel “interinalmente” benutzt, um – im Blick auf das Ganze – den jeweiligen, ‘vorübergehenden’ Zustand bei der Aufstellung der Bücher zu beschreiben. Die Bibliothek ist genau so offen und auf weiterführende Fragen ausgerichtet wie unser eigener geistiger Haushalt. Und sie schafft es, dies mit einer zuverlässigen grösseren Ordnung zu verknüpfen, die ihren Auftrag als Gedächtnismaschine erfüllt. Dies ist der gekonnte, auf langer Erfahrung basierende Umgang mit dem Problem vom Teil und dem Ganzen, dessen ‘Architektonik’ gemäss Kant auf einer “articulatio” beruht, somit gegliedert ist, weil alle Teile im Ganzen aufeinander bezogen sind und ‘kongruieren’. Es bietet gleichzeitig Schutz vor Willkür, hält das Ganze, “den Zweck und die Form” zusammen. Kant definiert Architektonik als “Kunst der Systeme”, weil eine – vernünftige – Ordnung mit Kunst und Kompetenz geschaffen wird. Nach dieser Massgabe hebt sich die Forschungsbibliothek von der üblichen Anhäufung von Büchern ab und orientiert sich stattdessen an dem “lebendigen Wissen einer Wirklichkeit” ganz im Sinne Friedrich Schlegels. Für Kant ist dies der Anlass, die ‘Architektonik’ seiner Methodenlehre zuzuweisen; es ist der Vorgang, mithin der Gebrauch der Bibliothek und ihrer Bücher, der jene Ausrichtung auf ein lebendiges Wissen unterstreicht und zur Bedingung und Grundlage einer Forschungsbibliothek erklärt. “Der Verwandtschaft willen” und im Blick auf das Ganze wird die Architektonik hergestellt, was Kant an dieser Stelle mit dem “obersten und inneren Zwecke” verbindet, weil niemand eine Wissenschaft zustande zu bringen versuchte, “ohne daß ihm eine Idee zum Grunde liege”. Mit dieser Vorstellung verbindet sich seit Aristoteles’ Zeiten der Vorgang der Wissensbildung überhaupt, die mit den in den Vergleich von Ähnlichkeiten hineingeführten verschiedenen Erfahrungen ansetzt. In dieser Tradition empfiehlt sich die Forschungsbibliothek als Modell der Wissensbildung, und sie bietet zudem den Vorteil, dass jene Wirklichkeit in der körperlichen Präsenz von Buch und Bibliothek ‘ad oculos’ demonstriert und als unmittelbar benutzbares Instrument vorgegeben und angeboten wird.

Für jenes Ganze hat Friedrich Schlegel – gemäss obigem ersten Zitat von 1801 – eine Formel postuliert, die von der Grenzenlosigkeit des Wissens

ausgeht, weil es keinen Grund zum Stillstand gibt; den Mittelpunkt, der Zusammenhalt schafft, nennt er “Organismus aller Künste und Wissenschaften” sowie “Gesetz und Physik der Fantasie und der Kunst”, wie ja auch Kant die Architektonik als “Kunst der Systeme” eingeführt hat. Schlegel will dies “Encyklopädie” nennen und fügt dann, das Prozesshafte der Erstellung einer solchen Ordnung unterstreichend, hinzu: “aber diese Wissenschaft ist noch nicht vorhanden”. Die Betonung des Lebendigen überwiegt, lässt ihn voreilige, festgezurrte Resultate hintanstellen; entscheidend ist der Weg: “Wollt Ihr zum Ganzen, seid Ihr auf dem Wege dahin, so könnt Ihr zuversichtlich annehmen, Ihr werdet nirgends eine natürliche Gränze finden, nirgends einen objectiven Grund zum Stillstande, ehe Ihr nicht an den Mittelpunct gekommen seid. Dieser Mittelpunct ist der Organismus aller Künste und Wissenschaften, das Gesetz und die Physik der Fantasie und der Kunst dürfte wohl eine eigene Wissenschaft sein, ich möchte sie Encyclopädie nennen: aber diese Wissenschaft ist noch nicht vorhanden.”

Doch die ‘Idee’, wie es Kant als Voraussetzung jeder Bildung von Wissenschaft annimmt, ist vorhanden und gibt Orientierung. Würde sich nicht dort, wo sich Wissen bildet, ein solcher Hang gleich einstellen? Für die Architektur hat dies Vitruv (I, 1, 12) getan und stellt damit der masslosen, alles Wissen voraussetzenden Forderung des Pytheos eine brauchbare Lösung entgegen. Vitruv geht von der Tatsache miteinander verwobener und kommunizierender Disziplinen aus und spricht deshalb von der Ganzheit (“*uti corpus unum ex his membris est composita*”), für die er das griechische Wort “encyclios” verwendet. Wie mangelhaft wäre eine Architekturbibliothek, wenn sie dieser enzyklopädischen Vorstellung der architektonischen Bildung nicht folgte?

II.

‘... MAN SOLLE SCHLECHTHIN AUF GEWISSE WEISE VERFAHREN’

Die Bibliothek, wenn sie sich denn dem “lebendigen Denken eines Wirklichen” zuneigt, ist also stets in Bewegung, und diese Bewegung ist dem Prozess der Wissensbildung zutiefst einbeschrieben. Das ist vorerst nicht einfach ein linearer Vorgang; man muss erst noch ein Verfahren finden, wie sich diese Entwicklung herausbilden soll, wie strikt sie ihre Ziele verfolgt, wie sehr sie sich – begründet oder zufällig – biegen, umlegen und verzweigen soll. Gleichwohl – so viel lässt sich vorausahnen und ist in unserem Vorurteil verankert – muss und wird es Regeln geben, Wege und (synonym) Methoden!

Selbst Schlegel bringt Gesetz und Fantasie zusammen. Es ist eine Herausforderung, von der unsere Kultur lebt; es ist längst Wirklichkeit geworden und bestimmt unser Leben. Schlegel hat es in der ersten seiner Dresdener Vorlesungen auf den Punkt gebracht. Der “innere Widerstreit, und angeborne, oder angeerhte Zwiespalt zwischen Verstand und Willen, Vernunft und Fantasie” könne “glücklich gelöst” werden und “diese sonst vereinzelt getrennten, oder feindlich gegen einander strebenden Kräfte wenigstens theilweise, und für eine einzelne Lebens-Erscheinung oder Wirkung und Hervorbringung fruchtbar zusammenstimmen, und harmonisch in Einklang gebracht werden”. Es biete “Stütz- und Anhaltspunkte” für die Möglichkeit der “Wiederherstellung eines vollständigen Bewußtseyns und Lebens-Ganzen”. Die Zielsetzung ergibt sich aus dem Blick auf das Ganze und dessen innerer Dynamik und legitimiert die Regel, bevor sie im Einzelnen definiert ist.

Ein solcher Sachverhalt hat sich längst in der Praxis erwiesen. Forscher neigen dazu, in – nachgereichten – Vorworten ihre Methoden, den eigenen Weg darzulegen. Und diese zeitliche Verschiebung (und Manipulation) hat System! Karl Otfried Müller beschreibt 1825 in seinen *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* diesen Vorgang so: “Nun weiss, wer dergleichen an sich oder an Andern beobachtet, wie es dabei zugeht; die wissenschaftliche Thätigkeit ist da, ehe man die Grundsätze derselben sich zum Bewusstsein gebracht hat; erst wenn man sein Verfahren durch die Probe befriedigend gefunden hat, entwickelt man sich selbst daran die Regeln nach denen man schon vorher verfahren ist.”

Edmund Husserl hat in seinem Bemühen, gegen ‘naiv in die Welt gelegte Kausalitäten’ und gegen die Missachtung “verborgener geistiger Leistungen” anzugehen, die mit den Erfahrungsgegenständen verbunden sind, derlei Überlegungen zu Verfahren und deren zeitlichen Abläufen ins Grundsätzliche gehoben und Kant hinterhergeschickt. In seinem Aufsatz zur “Krisis der europäischen Wissenschaften” (1936) schreibt er: “Kant aber sagt sich: Zweifellos erscheinen Dinge, aber nur dadurch, dass die sinnlichen Daten, im Verborgenen schon in gewissen Weisen durch apriorische Formen zusammengenommen, im Wandel logifiziert werden – ohne dass die als Logik, Mathematik offenbar gewordene Vernunft befragt worden und zu einer normativen Funktion gekommen wäre.”

Er fragt, ob jenes “quasi-logische” ein “psychologisch Zufälliges” sei und ob man mit Mathematik und Logik überhaupt Objekte erkennen könne. Es führt zur Feststellung einer doppelten Weise, in der die Vernunft ‘fungiert’, zum einen ist da die “systematische Selbstauslegung, Selbstoffenbarung im

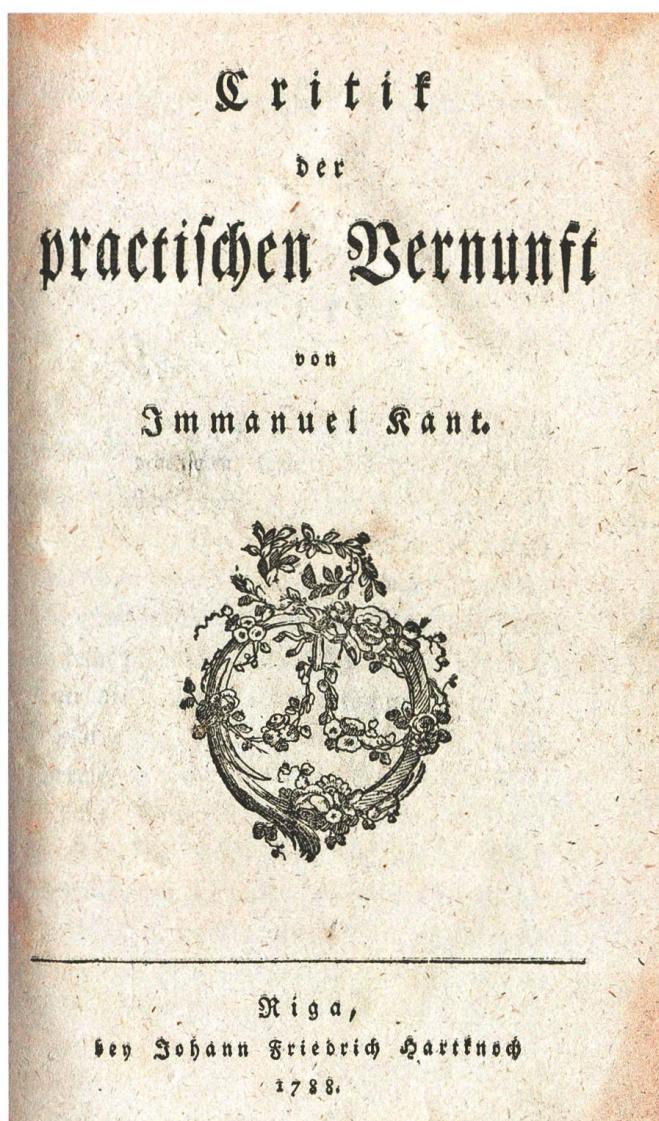


Abb. 143: Kant, Critik der practischen Vernunft, Riga, 1788, Titel

freien und reinen Mathematisieren”, zum anderen das aus jener “beständig verborgen fungierenden Vernunft” hervorgeholte Rationalisieren in der subjektivem Vermögen zugeordneten sinnlich-anschaulichen Gegenstandswelt, der empirischen Voraussetzung alles naturwissenschaftlichen Denkens. Somit sind “Sinnlichkeit” und “Vernunft” (oder “Verstand”) im Zusammenspiel und in einer “gebundenen Leistung” vereint und der “faktischen Mannigfaltigkeit” sinnlicher Daten zugeordnet. Auch Husserl lässt letzte Schlussfolgerungen offen: “Die letzten Voraussetzungen der Möglichkeit und Wirklichkeit objektiver Erkenntnis können nicht objektiv erkennbar sein.”

Umso mehr sind wir auf den Weg verwiesen und orientieren uns am “lebendigen Denken eines Wirklichen”, benützen die Vorteile, die sich darin finden und ergeben. Es ist ein Vorgang, den bei Kant die praktische Vernunft regelt und dort als “Grundgesetz” festgeschrieben ist: “Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.” Es führt zur – nun von der Geometrie hergeleiteten – Empfehlung: “Hier aber sagt die Regel; man solle schlechthin auf gewisse Weise verfahren.”

Und Kant verdeutlicht, was nunmehr als “categorisch praktischer Satz” den Lichtblicken unserer Philosophiegeschichte zugerechnet worden ist, dass nämlich eine “practische Regel” unbedingt “a priori vorgestellt” wird und “durch die practische Regel selbst, die also hier Gesetz ist” objektiv bestimmt wird (Abb. 143).

Nach solchen ‘Mustern’ haben sich Forscher wie K. O. Müller – in der Praxis! – bewegt (Abb. 144). Und wie praktikabel, ja unvermeidbar derlei Verfahren sind, müsste jeder Bibliothekar bestätigen können. Man muss “auf gewisse Weise verfahren”. Dem stehen nicht nur alle grundsätzlichen – hier ausführlich bemühten – Überlegungen zu Gebote; es zählt auch die (gerade im Fall der Bibliothek unübersehbare) Faktizität des Gegebenseins von Dingen, die mit sich selbst und in ihrer Einbindung ‘Ordnungen im Ansatz’ bilden, Artikulationen wie bei Kant, alles, was derlei auxilia, Hilfskonstruktionen, Ansätze von Konfiguration bis zur “collocatio”, was der Bibliothekar ganz konkret und örtlich auffassen kann und soll, mit sich führt. Es steht auch als grundsätzliche Voraussetzung der Wissensbildung zu Beginn der *Zweiten Analytik* des Aristoteles: “Omnis doctrina et omnis disciplina intellectiva ex preexistente fit cognitione.” (Jede Unterweisung und jedes verständige Erwerben von Wissen entsteht aus bereits vorhandener Kenntnis.)

Es ist immer schon etwas da! Und das sind nicht ‘bloss’ die Gegenstände, sondern der an ihnen entwickelte und geübte intelligente Gebrauch. Es befinden sich dort, was Husserl ganz besonders beschwört, “verborgene geistige[n] Leistungen”. Und dass aus dem Gebrauch und der Erfahrung allgemeine wissenschaftliche Erkenntnisse hervorgehen können, beschreibt – schon lange vor Kants ‘Setzung’ im kategorischen Imperativ – Aristoteles zu Beginn der *Metaphysik* (981a). Auch dies gehört zu den ‘Gegebenheiten’, den gegebenen Voraussetzungen in unserer Wirklichkeit. Schliesslich hat uns Aristoteles auch schon die Einsicht vermittelt, dass etwas ist, was es ist, und ‘dass es der Fall ist’ ($\tau\acute{\iota}\tau\acute{o}\lambda\epsilon\gamma\acute{\o}\mu\epsilon\tau\acute{o}\acute{\iota}\acute{\epsilon}\sigma\tau\acute{i}$; *Zweite Analytik*, 71a).

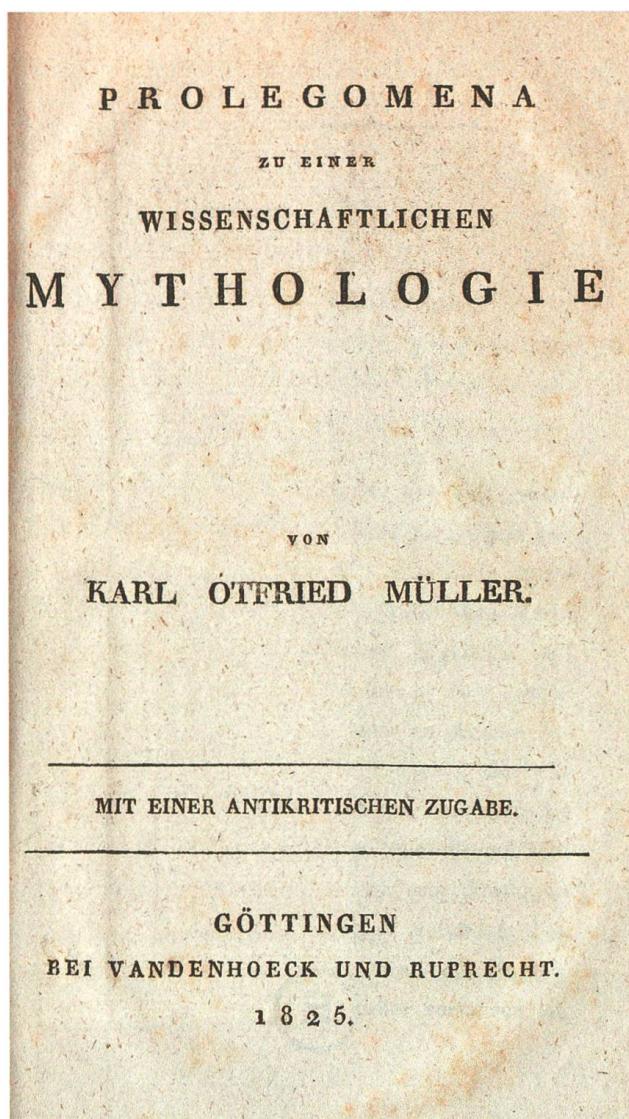


Abb. 144: Karl Otfried Müller, *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1825, Titel

Man muss all dies erst entdecken, um es sinnvoll einzusetzen, wofür die Hermeneutik die passenden Werkzeuge bereithält. Für die Kunst hat es Konrad Levezow 1834 in seiner Abhandlung *Über archäologische Kritik und Hermeneutik* auf exemplarische Weise dargestellt und ausgebreitet (Abb. 145). Wieder geht es um den inneren Zusammenhang der Dinge und der Vorstellungen und letztlich um deren Vergleichung. Der Erkenntnisgrund liegt dabei gemäss Levezow ganz deutlich bei den Vorstellungen und Ideen des Künstlers selbst und in dessen Erkenntnismitteln; er fasst es in den Begriffen von “Formen und Ideen” zusammen und schliesst: “Es muss demnach ein nothwendiges,

erklärendes Band zwischen den Formen und Ideen Statt finden, und dieses wird wohl in nichts Anderem enthalten sein, als in der, der menschlichen Vorstellungskraft nothwendigen Beziehung des Zeichens auf das Bezeichnete; entweder durch die Nothwendigkeit der Natur, kyriologisch, wo der Begriff unmittelbar an die äussere Form geknüpft ist, als Thier, Mensch, oder Freude, Schmerz, Zorn; oder der Tradition, als Caesar, Friedrich; oder der Übereinkunft, als Homer, Christus; oder als Symbol, Allegorie, durch Analogie, Ideenassoziation, Metapher u.s.w.”

Levezow bemüht die auch bei Vitruv (I, 1, 3) verhandelte ‘semiotische’ Beziehung von “quod significatur et quod significat”, das Saussure’sche “signifié et signifiant”, und ist schnell bei gewissen Formen von derlei Verbindungen bis zu Symbol und Allegorie angelangt; und er ergänzt dies durch die allgemeinere Bezeichnung solcher Mittel wie “Analogie, Ideenassoziation, Metapher”, dem ein “u.s.w.” hintangesetzt wird. Schliesslich fügt er hinzu, dass dies “vornehmlich durch das Geschäft der Vergleichung” geschehe, womit auch er sich zu den Anfängen der Wissensbildung über die Ähnlichkeiten gemäss aristotelischem Muster begibt. Er nennt es auch Parallelismus, womit er jenem “verbindenden Band” gleichsam die Bezeichnung der Methode beigibt.

Es ist ein guter Zufall, dass die vergleichende Methode nicht nur von Bildern (wie es die Kunstgeschichte mittels der Doppelprojektion in ihrem didaktischen Geschäft lange betrieben hat), sondern noch viel mehr von inhaltlichen Bezügen und Konstellationen in der Person Aby Warburgs eine bewunderte wissenschaftliche Autorität hervorgebracht hat, der wir auch die Erfindung und den Aufbau einer ebenso gefeierten Bibliothek zu verdanken haben. Einer Bibliothek, der ihr Gründer den ganz besonders ausgeprägten Akzent einer Forschungsbibliothek gegeben hat; sie lebt heute – mit samt dieser besonderen Kennzeichnung – in London weiter. Es gereicht uns zur grossen Ehre, dass man unsere Bibliothek zuweilen mit jener von Aby Warburg verglichen hat, die Ernst Cassirer 1926 in seinem Nachruf auf Aby Warburg als “wie von einem Zauberhauch umwittert” und wie in “einen magischen Bann” gehüllt beschrieb. Am Ende seiner Rede rückte Cassirer Warburg gar an die Seite Giordano Brunos!

Wir nehmen es zum Anlass, hier kurz auf wenige Aspekte seiner ‘Verfahren’ einzugehen. Weniger beachtet als sein ‘Bilderatlas’ sind die gelegentlichen Bemerkungen, mit denen sich Aby Warburg gegen falsch-verstandene Auffassungen zur Wehr setzte. In seiner berühmten Studie “Italienische Kunst und internationale Astrologie im Palazzo Schifanoja zu Ferrara” (1922) hat er nebst der blossen Zuweisung von Sternbildern die

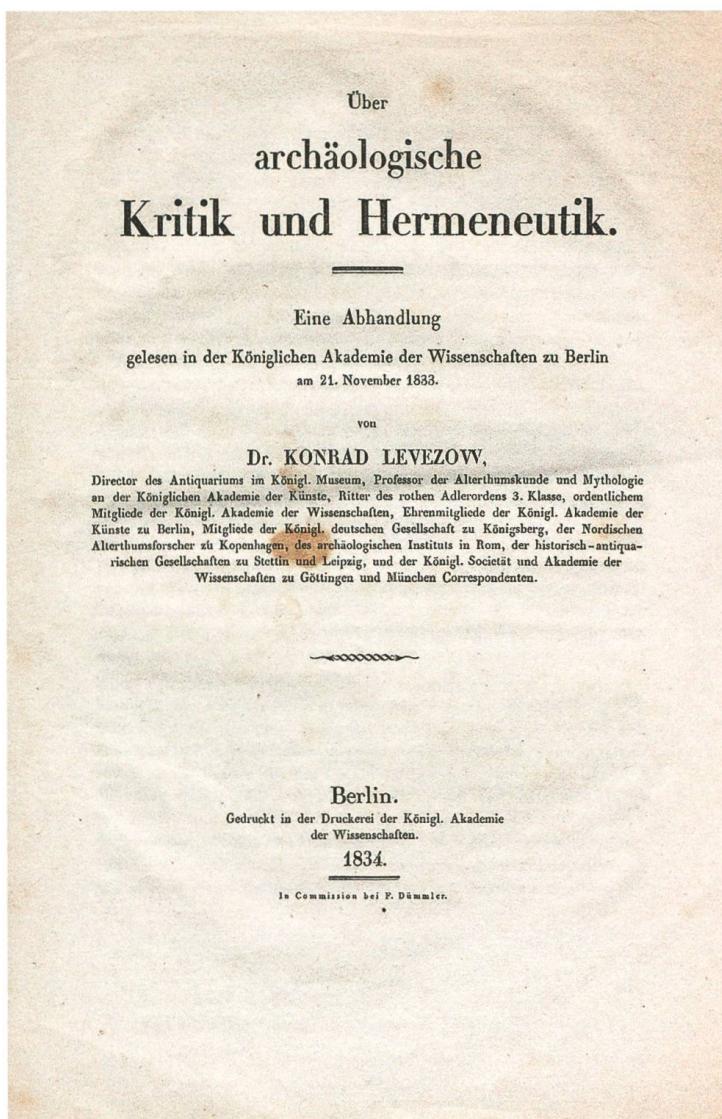


Abb. 145: Konrad Levezow, Über archäologische Kritik und Hermeneutik, Berlin: Druckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften, 1834, Titel

“Sichtbarkeitsverhältnisse” hervorgehoben, die im Kontext betrachtet die Wirklichkeit bezüglich des “Einfluss der Sternenwelt auf das Menschenleben” beleuchten, um dann bei der späteren Rückbildung der realen Beobachtung nur noch von einem “primitiven Sternnamenkult” und einem “auf die Zukunft projizierten Namensfetischismus” zu sprechen (Abb. 147). Es zeigt, dass sich Warburg natürlich nicht mit blossen Zuordnungen zufriedengibt, sondern deren besonderen Wert aus dem Kontext geschöpft und am konkreten Fall beobachtet erschliessen will. Aby Warburg bemerkt dazu: “Kommilitonen! Die Auflösung eines Bilderrätsels – noch dazu wenn man

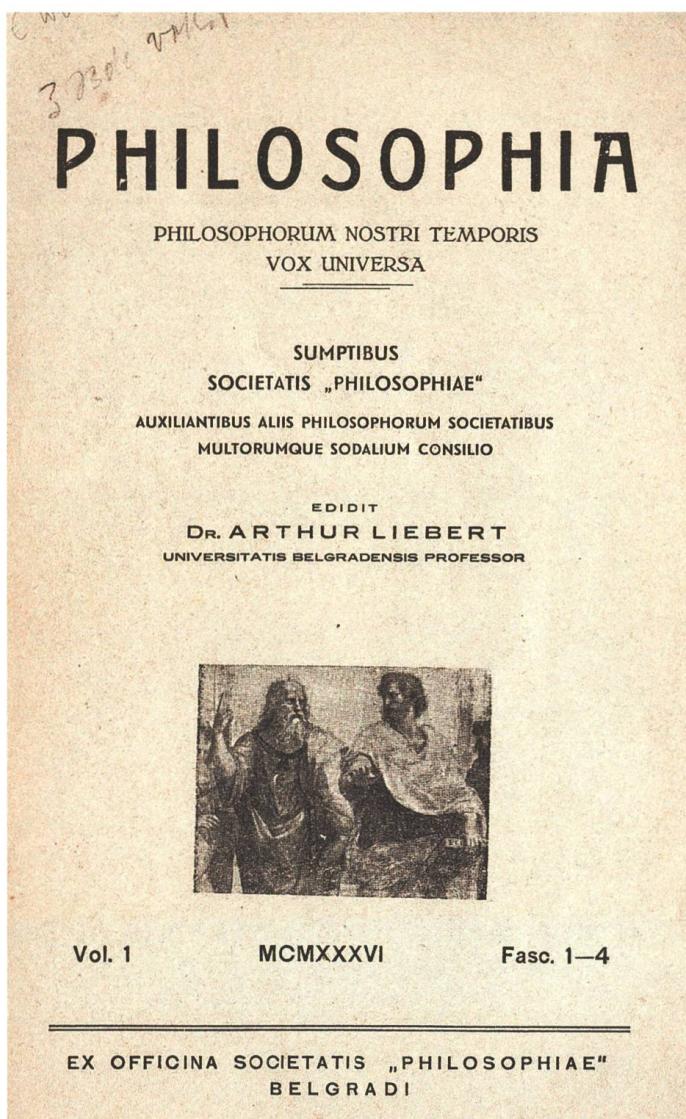


Abb. 146: Liebert (Hg.), *Philosophia*, Vol. 1, Belgrad, 1936, Fasc. 1-4, Umschlag

nicht einmal ruhig beleuchten, sondern nur kinematographisch scheinwerfen kann – war selbstverständlich nicht Selbstzweck meines Vortrages.”

Es geht ihm dabei stets um eine “methodische Grenzerweiterung unserer Kunsthissenschaft in stofflicher und räumlicher Beziehung”. Es zählt also nicht nur das ‘man verfahre in gewisser Weise’; er will dies vielmehr präzis qualifizieren und ist damit schon längst bei einer grösseren, das Exempel grundsätzlich, exemplarisch betrachtenden Sichtweise angelangt. Das so anvisierte Verfahren beschreibt er als “historische Psychologie des menschlichen Ausdrucks”. Die Kunstgeschichte habe diesen Gang

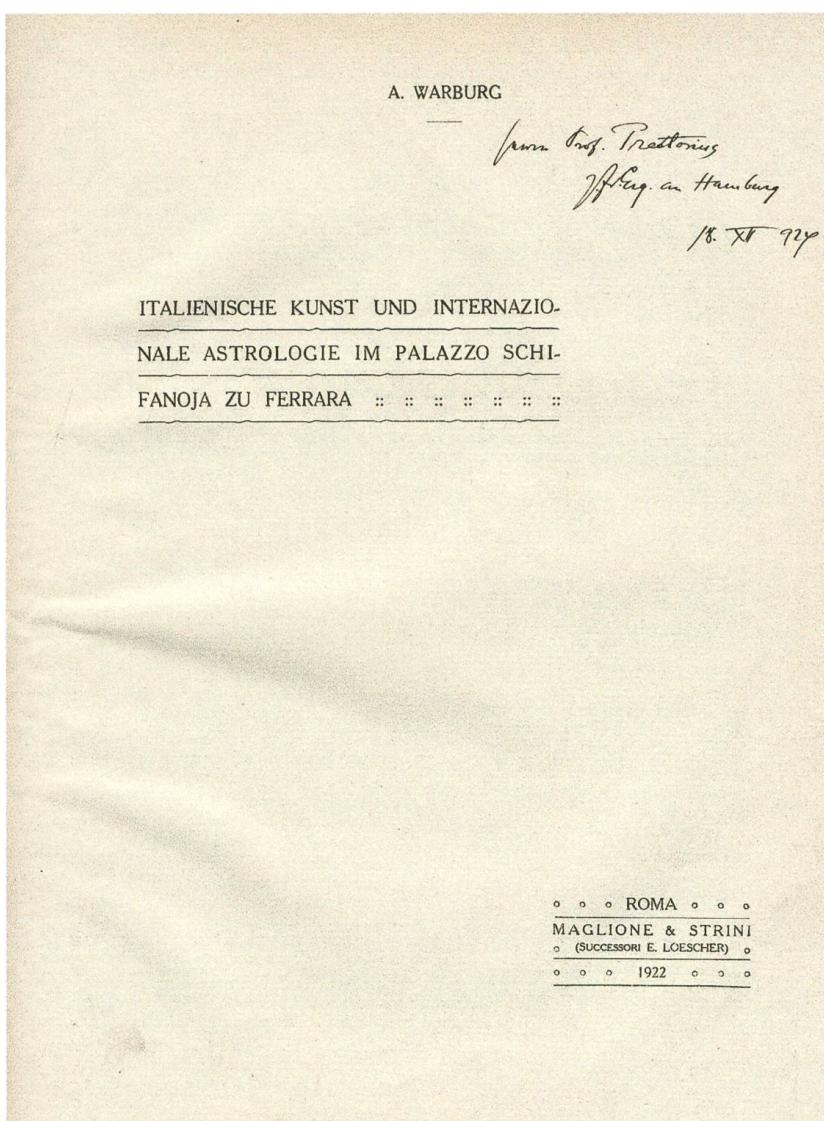


Abb. 147: Aby Warburg, Italienische Kunst und internationale Astrologie im Palazzo Schifanoja zu Ferrara, Rom: Maglione & Strini, 1922, Titel

“durch unzulängliche allgemeine Entwicklungs-Kategorien” behindert. Hier wie anderswo wendet er sich gegen jeglichen ‘Schematismus’ im methodischen Ansatz. Bevor er sich seiner Aufgabe zuwendet, muss er zudem die an summarische Begriffe (wie Stil und Epoche) geknüpften Vorurteile ebenso wie die Trennung von freier und angewandter Kunst beseitigen. Nur die radikale Freilegung lässt seine Methode zu, “indem sie sorgfältig sich um die Aufhellung einer einzelnen Dunkelheit bemüht, die grossen allgemeinen Entwicklungsvorgänge in ihrem Zusammenhange beleuchtet”. So findet man keine “glatte Lösung”, und umso mehr ergeben sich neue Probleme.

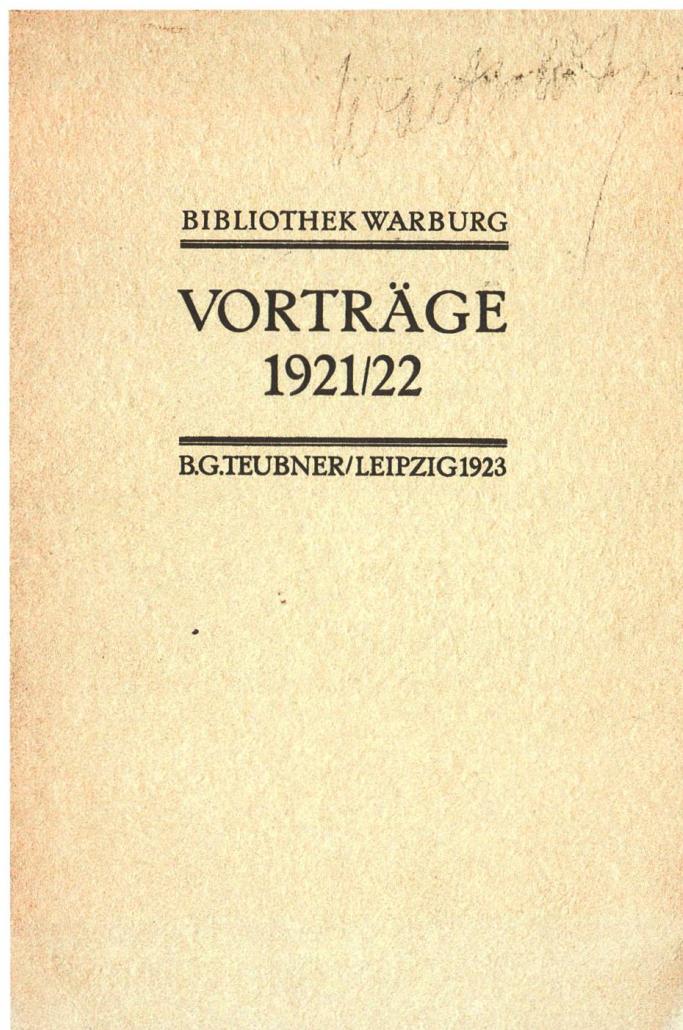


Abb. 148: Bibliothek Warburg, *Vorträge 1921/22*, Leipzig: B. G. Teubner, 1923, Umschlag

Es ist auffällig, wie wenig sich Fritz Saxl im Beitrag “Bibliothek Warburg und ihr Ziel”, der 1923 an den Beginn des ersten Heftes der *Vorträge 1921/22* gestellt wurde, um eine grundsätzliche Darstellung einer ‘Methode Warburg’ bemüht zeigt (Abb. 148). Es geht vielmehr um die konkrete, einzelne Forschung, um den Fall und das Verfahren, das gleichwohl, aber nur wenige Verallgemeinerungen zulässt, etwa die, dass Warburgs Interessen der Frage nach Ausbreitung und Wesen des Einflusses der Antike auf die nachantiken Kulturen galten. Immerhin, ein grossangelegtes, ambitioniertes Projekt. Doch wichtig ist, dass in der einzelnen konkreten Forschung der Ansatz zum Erkenntnisgewinn liegt. Warburgs Bibliothek soll die Grundlagen und die Mittel zur Lösung entsprechender Fragen bereitstellen. Fritz Saxl sieht darin den spezifischen Charakter der Bibliothek von Aby Warburg; er nennt es

eine “Problembibliothek”. Dementsprechend seien die Abteilungen der Bibliothek in den Schränken geordnet, “zuerst das Problem” und dann die Belege, der weiterführende Kontext und schliesslich die grundsätzlichen (philosophischen) Erörterungen. Saxl betont, dass Warburg zwischen Religionsgeschichte und Geschichte der Philosophie die Geschichte der Naturwissenschaften eingeordnet hat, und er verweist auf die alte Tradition, in der Medizin und Philosophie zusammengingen, wie auch Orient und Okzident einer Synthese zugeführt worden seien. Dies bleibt der Bezugspunkt, wenn vom Einzelnen zum Ganzen vermittelt werden soll. Saxl beschreibt es als das für Warburg verbindliche “Ineinanderarbeiten verschiedener Disziplinen, was letztlich der Lösung eines speziellen Problems zudienen soll”, von dem alles ausging. Verfahren!

III.

DIE GERADE LINIE, DER RICHTIGE WEG UND DIE AUSRICHTUNG AUF DAS (ERKENNTNIS-)ZIEL

So schwierig es in Anbetracht des Fehlens “natürlicher Gränzen” auch sein mag, Friedrich Schlegel mahnt uns, es gebe auch keinen Grund zum Stillstand. Das Ziel vor Augen sind wir aufgefordert, nicht nachzulassen im Streben, dorthin zu gelangen. Ob die kürzeste, geometrische – oder auch ‘nur’ die gerade – Linie den richtigen Weg vorzeichnet, ist allerdings mehr als fraglich. Dante bedient uns mit seinem “Che la diritta via era smarrita” zu Beginn seiner Reise mit einer tiefer gründenden, grundsätzlichen Metapher; noch haben wir keine Ahnung, wohin der Weg führt. Schlegel hatte sich am Ende mit Hinweisen wie “Indikation und Richtschnur” oder “Regel des Möglichen” begnügt. Kein Schimmer geometrischer Stringenz, die Notwendigkeit der Ausrichtung auf ein Ziel mag ihm noch so deutlich auf die Stirne geschrieben sein! “Wollt Ihr zum Ganzen”, die absolute Forderung steht am Beginn, und der Verweis auf den Weg folgt ihr gleich. Wohin der wohl führt?

Ob gerade oder krumm, wir haben es mit einer abstrakten Vorstellung zu tun, auch wenn schon die euklidische Definition der Linie als kürzeste Distanz und ohne Ausdehnung gelegentlich gleichwohl auf weitere Dimensionen rekurriert (“Linea vero, longitudo latitudine expers”). Spätestens dann, wenn “gerade und gekrümmte Linien als Gestaltelemente” – wie in der Bühler’schen Darstellung der *Gestaltwahrnehmungen* (1913) – aufgefasst werden, sind wir wieder in der materiellen Wirklichkeit angekommen. Doch

vorerst ist die Gerade eine Angelegenheit der Geometrie. Francesco Patrizi führt in seiner umfassenden Staatslehre *De Regno, & regis institutione* das Kapitel zu den mathematischen Disziplinen mit der Erklärung der Geometrie “Geometria quae a nostris linealis nonnunquam appellatur [...]” ein. Man denkt an die damals von Astronomen und Kartographen wie Waldseemüller beanspruchte “linearità”, an die gerade Linie, die auf dem kürzesten Weg schnurstracks von einem Punkt zum andern führt. Jedoch, erst wenn die Geometrie gemäss Platons Darlegung in seiner *Politeia* aus den Höhen reiner Abstraktion heruntergesunken ist und sich vermischt, gerät das Ganze in Bewegung. Proklus spricht dann – gemäss der Übersetzung von Francesco Barozzi (1560) – von “coniunctio” und “communitas” und stellt diese Betrachtungen unter den Titel einer “Dialectica Mathematicarum scientiarum”. Hier steht die vermittelnde Rolle, die “medietas” der Mathematik im Vordergrund. Es ist nur der Anfang einer nie endenden Betrachtung zum Thema, wie die Mathematik in die Welt gelangt. Sie bildet sich ihre eigenen Formen und ästhetischen Theorien; und sie vermengt sich auch immer wieder mit der Erfahrung und der Natur, wie sie sind.

In ihr, in der Natur, in der “selva oscura” hat sich Dante verirrt und sucht den Weg. Erst hier stellen sich die wirklichen Fragen, ob es einen Weg gibt, ob er klug gewählt, ob er ökonomisch angelegt und zielführend ist. Was, wenn sich die Linie in eine Falte gelegt hat? Worauf kommt es an? Ist es der ‘procédé’, der Prozess und die konkrete Ausrichtung, die jenem Weg, den Schlegel empfiehlt, näherkommt als irgendein verallgemeinertes ‘more geometrico’? Drastisch fällt die Wegbeschreibung “mors ultima linea rerum” auf dem Revers der Medaille von Erasmus aus und weniger verbindlich klingt das allgegenwärtige Motto “nulla dies sine linea”. Linie und Weg begleiten uns überall. Und da Schlegel all dies trotz der ausbleibenden Beschreibung auf einen Endpunkt bezieht und Dante seine Verwirrung unzweifelhaft mit der Sorge um das Ziel verbindet, ist all dem die Ausrichtung, das ‘Gerichtetsein’ und eben auch das Bewegungs-Ziel hinzuzusetzen.

Es ist auffällig, dass Gottfried Semper in seinem *Stil* (1860) die Richtung zusammen mit der Symmetrie und der Proportionalität zu den notwendigen Bedingungen des “Formal-Schönen” zählt, sie somit in die Nähe abstrakter Prinzipien rückt. Doch bei Semper gilt zuvorderst die Natur, in die derlei Phänomene wie eben die “Bewegungseinheit” der Richtung integriert erscheinen. (Semper schliesst hier seine Beobachtung zu den “Emanationen” der Sonne an, die zu den geschweiften Bewegungen der Kometen führen, und verweist auf Newton, der sich dieser Probleme annahm!) Nichts ist

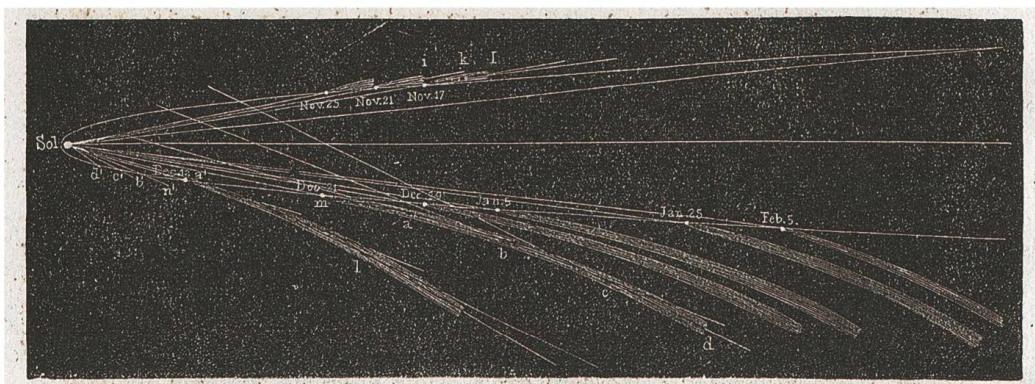
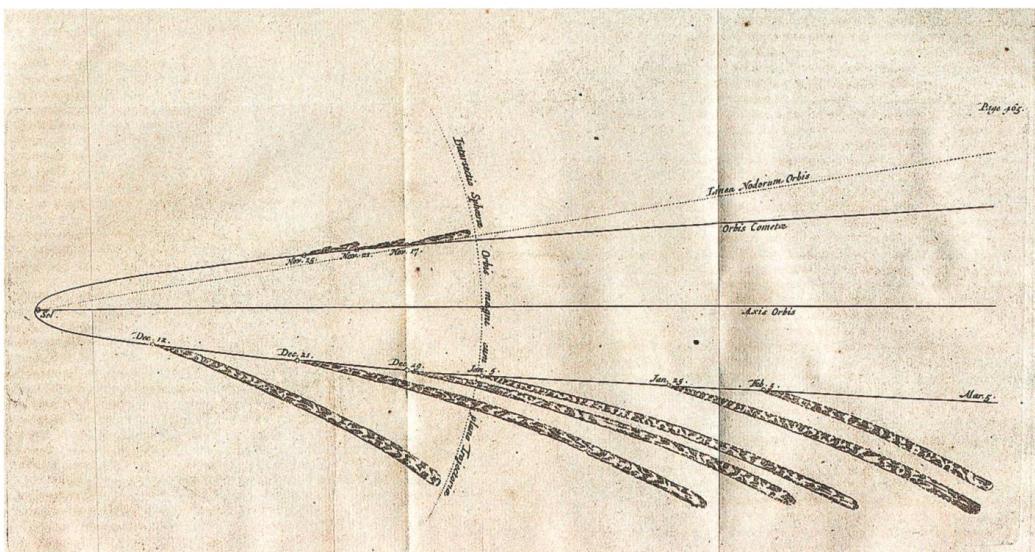


Abb. 149: Isaac Newton, *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica*, Amsterdam: Sumptibus Societatis, 1723, Taf. zur S. 465, Kometen

Abb. 150: Gottfried Semper, *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten* [...], Frankfurt a.M.: Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1860, S. XXXVI, Emanationen der Sonne

gerade im Kosmos und – umgekehrt und bewunderungswürdig – die gerade Linie eine grossartige Erfindung menschgemachter Kultur. Es beschäftigt uns und führt uns hinein in die Welt der immerwährenden Dynamik von Vorstellung und Wirklichkeit (Abb. 149–150).

Kant benützt das Bild der Linie, um – in seinen *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können* (1783) – einmal mehr zu betonen, dass synthetische Urteile, „sofern sie objectiv gelten“, keineswegs blosser Anschauung geschuldet seien, sondern dass da stets noch „ein reiner Verstandesbegriff“ dazukommt; und er bezieht es auf die einfachsten Axiome der reinen Mathematik: „Der Grundsatz: die gerade Linie ist die kürzeste zwischen zweyen Puncten, setzt voraus, daß die Linie unter den Begrif der

Größe subsumirt werde, welcher gewiß keine blosse Anschauung ist, sondern lediglich im Verstande seinen Sitz hat, und dazu dient, die Anschauung (der Linie) in Absicht auf die Urtheile, die von ihr gefällt werden mögen, in Ansehung der Quantität derselben, nämlich der Vielheit (als *iudicia plurativa*) zu bestimmen, indem unter ihnen verstanden wird, daß in einer gegebenen Anschauung vieles gleichartige enthalten sey.” So kommt das *Abstractum* (doch noch) in die Welt! Und Kant kann nach diesem kurzen Ausflug in die Geometrie wieder zu seiner Untersuchung des Erfahrungsbegriffes zurückkehren.

Allein, wo würde die abstrakte Linie nicht auf die Wirklichkeit bezogen! Allzu offensichtlich sind ihre längst akkulturierten Vorteile. Und doch, was als einfache geometrische Linie so leicht als vorteilhaft zu erkennen ist, wird schnell gewunden und gedreht und mäandert dahin – und wird deshalb zur ständigen Herausforderung für neuerliche Begradiung und Korrektur. Die “phantastischen” Linien, die Tommaso Ceva 1699 in seinen *Opuscula Mathematica* bespricht, sind allein deshalb ‘phantastisch’, weil sie auf unseren Sehsinn bezogen und damit den ihm eigenen Bewegungen und Täuschungen (“ex allucinatione oculi motus”) ausgesetzt sind, wobei dann aus einem Punkt eine Linie entsteht. Für Ceva ist der Punkt das “Phantastische”, von dem aus gemäss einer berühmten Anekdote ja Archimedes die Welt aushebeln zu können glaubte, die Linie das – mathematisch – Wahre (Abb. 151). All dem – dem verwendeten Begriff des Phantastischen zuvorderst – hängt etwas Willkürliches an. Tommaso Civas Schüler Giovanni Girolamo Saccheri, mit dessen Bruder Giovanni, Autor von *De lineis rectis* (1678), er sehr befreundet (“amicissimus”) war, überschrieb seine frühe Schrift, in der er auf eine Untersuchung von Ruggero de Ventimiglia reagierte, bei zweiter Behandlung 1694 mit dem Titel “Sphinx Geometra” (Abb. 152). Fragen, Spekulation, ‘Denkaufgaben’ standen im Vordergrund, und in jenem jesuitischen Umfeld ging es ohnehin mehr um Logik als um Geometrie im engeren Sinn; Euklid begegnete Saccheri prüfend mit der ‘reductio ad absurdum’. Seine Euklidkritik liess ihn später für die Nachwelt zu einem Vorgänger nichteuclidischer Geometrie über Gauss zu Bolyai und Lobatschewski werden.

Nein, keine absolute Gewissheit durch abgehobene Mathematik! Rätsel und Fernparallelismus, bei dessen verbesserter begrifflicher Fassung Einstein 1928 beiläufig formulierte: “der Richtungsbegriff existiert nicht für das Endliche”. Nein, keine Versicherung beim Gang aus der “selva oscura”. Man ist – auf seinem Weg – den Abgründen stets nah, umso mehr als man den Boden der Wirklichkeit verlässt. Seit Platons Liniengleichnis oszilliert diese Betrachtung von Wahrnehmung, Erfahrung und – abgehobener – Vorstellung,



Abb. 151: [Tommaso Ceva], Opuscula Mathematica, Mailand: Typis I.P. Malatestae, 1699, Titel

Abb. 152: [Giovanni Girolamo Saccheri], Sphinx Geometra,
Parma: Pazzonus & Montius, 1694, Titel

irritiert unablässig und bildet doch die unbestrittene Grundlage unserer erweiterten, die ganze Gedankenwelt mitnehmenden Wirklichkeit. Die Linie wird zum Modellfall und prominent in der *Politeia* diskutiert. Es kümmert hier kaum, dass die verschiedenen Formen der Wahrnehmung und Erkenntnis bei Platon nicht nur in einer Reihenfolge, sondern auch in einer Rangfolge – von unten nach oben zur *Noesis*, der höchsten Vorstellung reiner Erkenntnis, zu wirklichem (!) Wissen – vorgestellt werden. (Auch er verfährt auf eine gewisse Weise!) Niemand bezweifelt umgekehrt, dass gerade auch die Geometrie mit ihren (gezeichneten) Figuren den Kompromiss einer ‘körperlichen’ Ausdehnung zugunsten möglicher Sinneswahrnehmung durch den ‘Federstrich’ noch so gern eingeht; Albrecht Dürer rechtfertigt es so: “Auff das die unsichtig Lini, durch den geraden ryß im gemüt verstanden wird. Dann durch solche weyß muß der innerlich verstand im eussern werck angetzeigt werden.” Die Architekten haben sich lange Zeit gegen den calculus entschieden, weil sich ihnen in der – gezeichneten – geometrischen Figur die abstrakte Geometrie sinnhaft manifestierte.

Nein, diese Welten gehören zusammen, die Linie und erst recht der Weg, den wir gehen und denken, und denken und gehen. Die Wirklichkeit zeigt uns diese durchmischte, aufeinander bezogene und ineinander

verschränkte Welt, der auch die Mathematik nicht entwischen kann und will. Es steht jedem Forscher vor Augen!

All dies betrifft auch die Kunst – in alter und neuer Auffassung als Kompetenz und Vermögen wie auch als kreativer Vorgang. Sie nimmt schnell Distanz zu den aufdringlichen Ansprüchen der geraden geometrischen Linie. In seinem *Le Chef-d’œuvre inconnu*, Teil der *Comédie Humaine* und später von Picasso für Ambroise Vollard illustriert, lässt Honoré de Balzac Poussin bei einem Besuch im Atelier von Pourbus auftreten. Die Szene wird zur Parabel, die in Sachen falscher Erwartungen an die Linie belehrt. Natürlich lässt sich mit Hilfe der Linie die Wirkung des Lichts auf den Gegenständen in scharfen Konturen abbilden, wie Pourbus konzediert; die Erfindungslegende der Malerei bezieht sich ja auf das Festhalten einer sich im Kontrast von Licht und Schatten abzeichnenden Physiognomie. Aber, so Pourbus: “mais il n’y a pas de lignes dans la nature où tout est plein: c’est en modeland qu’on dessine [...].” Und die Bedenken werden weiter mit Blick auf Poussins gekünstelte Malweise illustriert: “Vous colorez ce linéament avec un ton de chair fait d’avance sur votre palette.” Es ist das Mindeste, was der Maler der abstrakten Linie hinzugeben muss, damit sie gesehen werden kann. Pourbus – oder besser Balzac – verallgemeinert seine Kritik: “Il ne suffit pas pour être grand poète de savoir à fond la syntaxe et de ne pas faire de faute de langue.” Darf man die Bedenken des Künstlers auf unser Anliegen des ‘richtigen Weges’ beziehen? Nochmals der alte Pourbus zu Poussin: “Non, mon ami, le sang ne court pas sous cette peau d’ivoire.” “Froide comme du marbre!”

Immer wieder sucht der Blick – und mit ihm auch die Geometrie und die Linie – die Wirklichkeit, um nicht vom Weg abzuweichen, wie immer der auch gewunden oder gedreht sein mag. Der gerade Weg bleibt als Metapher mit ethischem Unterton durchaus eine Empfehlung, die in erster Linie der Ausrichtung auf das Ziel dient. Dies fordert die Ökonomie, das Mass- und Haushalten, heraus, wie der aus oikos für Haus und nomos für Regel gebildete Begriff es sagt. In natürlichen Grenzen, im Haus, nach Massgabe von Raum und Zeit findet die Forschungsbibliothek mitsamt ihrer Architektonik ihren Weg und ihre Ordnung. Das blosse Verfahren wird durch seine Zielsetzung auf den richtigen Weg geführt.

“Nel mezzo del camin di nostra vita | Mi ritrovai per una selva oscura”: Dantes Situierung in den ersten Versen seiner *Divina Commedia* nennt die Rahmenbedingungen, den Ort und die Zeit präzis, woraus der Weg rekonstruiert und wieder gefunden werden kann. Vorstellung und Wirklichkeit sind sich sehr nahe und wirken zusammen. Es ist eine stetige Aufgabe und

unaufhörliche Herausforderung einer Forschungsbibliothek, in der konkreten auf die einzelnen Fragen und den einzelnen Gegenstand gerichteten Forschung mit Blick auf das Ganze voranzukommen, um dies unverzüglich der Forschung am Einzelnen wieder zugutekommen zu lassen. Dafür steht – mit leiser Kritik an den ‘Gelehrten’ – ein Bild wie dasjenige von Tommaso Ceva des “internarsi à linea diritta per li più tortuosi meandri dell’orecchie de’ Dotti ...”; es verspricht die Lösung in der mäandernden äusseren Wirklichkeit durch die Vorstellung eines geraden Weges.

Offen bleibt dabei, in welcher Abfolge dies jeweils geschieht; doch die Differenz und der Abstand bleiben – wie im Rastertunnelmikroskop – so minim, dass sie unerheblich und erst gar nicht ‘erwünscht’ sind. Wesentlicher ist die Qualifizierung dieser Differenz. Sie wird zum Thema in Newtons “Praefatio ad Lectorem”, die er 1687 seinen *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica* voranstellt. Der Titel spricht – typographisch stärker hergestellt – von “mathematischen Prinzipien” (die zu finden sind!), doch der Gegenstand der Untersuchung ist die “Philosophie der Natur”, die in den Texten “De Mundi Systemate” und dem später erweiterten “Scholium generale” endet (Abb. 153–154). Dort präzisiert Newton, dass er nicht philosophische, sondern mathematische Prinzipien diskutiere, die jedoch die (Natur-)Philosophie betreffen (“ad Philosophiam maxime spectant”). Und damit es nicht allzu steril würde (“ne sterilia videantur”), habe er einige philosophische Scholien hinzugesetzt. Hauptsache, es dient der “constitutio Systematis Mundani”. Newton steckt mittendrin in jenem ‘commercium’ exakter Beobachtung und grundsätzlicher Deutung, auch in jenem von Vorstellung und Wirklichkeit! In der “Praefatio” umschreibt er die Beurteilung seiner Lage, indem er seine Absicht der Rückführung mechanischer Fragen “ad leges Mathematicas” vorgibt, so: “quicquid accuratum sit ad Geometriam referatur, quicquid minus accuratum ad Mechanicam” (Was präzis ist, gehört der Geometrie, weniger Präzises der Mechanik). Die Differenz von Mathematik und Mechanik liegt also im Grad der Exaktheit. Doch Newton stellt klar, der Fehler liege bei uns, nicht bei der ‘Theorie’: “Attamen errores non sunt Artis sed Artificum.” Der Mensch ist die Schwachstelle im ‘System’, weshalb den Verfahren die notwendige Beachtung geschenkt werden muss und die herausragende Rolle der Mathematik umso mehr ins Licht gerückt wird. Dem Erfahrungsbereich der ‘praktischen’ Mechanik wird die ‘rationale’ Mathematik als verbindliche Instanz hinzugesetzt, was auch Newton am Beispiel geometrischer Linien exemplifiziert: “Has lineas describere Geometria non docet sed postulat.” Das ‘more geometrico’ drängt sich uns auf!

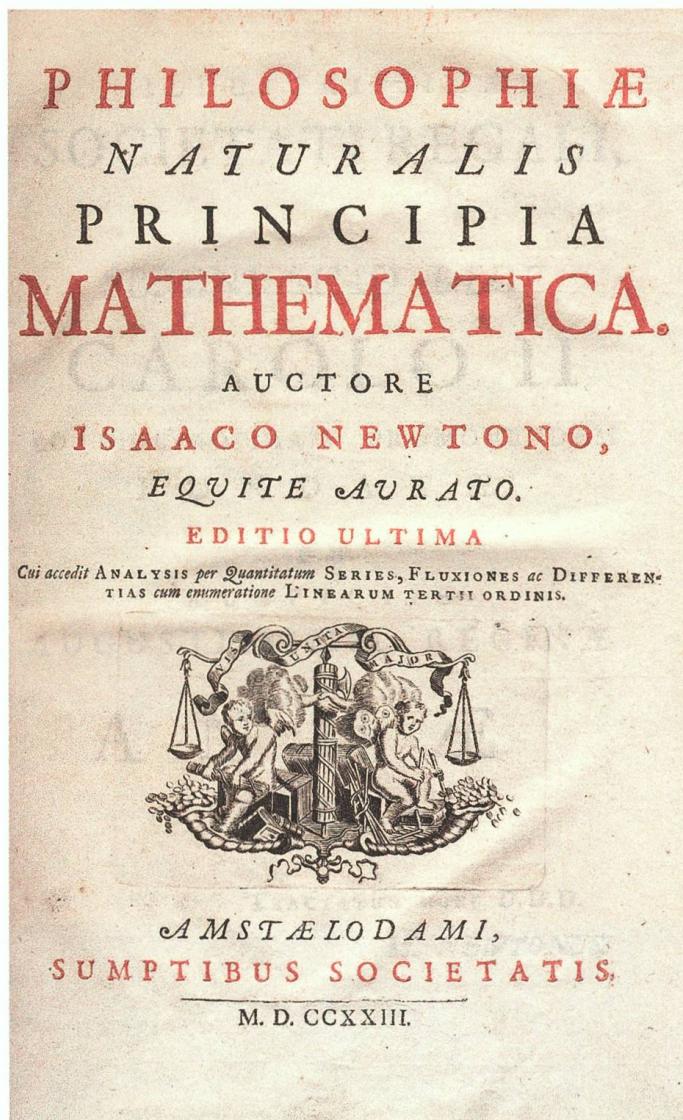


Abb. 153: Newton, *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica*, Amsterdam, 1723, Titel

Kant spricht 1787 in der “Vorrede zur zweyten Auflage” seiner *Critik der reinen Vernunft* vom gleichen Verlangen nach einem “sicheren Gang einer Wissenschaft” von Nötigung. Auch vom “strengen Beweise”, wie dies später in Husserls *Philosophie als strenge Wissenschaft* (1910) aufscheint, ist die Rede. Getrieben vom “Vernunftgeschäft” sind wir ständig unterwegs, suchen den “sicheren Gang einer Wissenschaft” und bemerken, dass es “ein bloßes Herumtappen sey”, wie es Kant zu Beginn seiner *Critik der reinen Vernunft* formuliert. Und wir suchen Hilfe bei Mathematik und Physik (oder Mechanik) und lassen uns die Objekte gemäss der gleichen Differenzierung wie bei Newton “die erstere ganz rein, die zweyten wenigsten zum Theil rein” bestim-

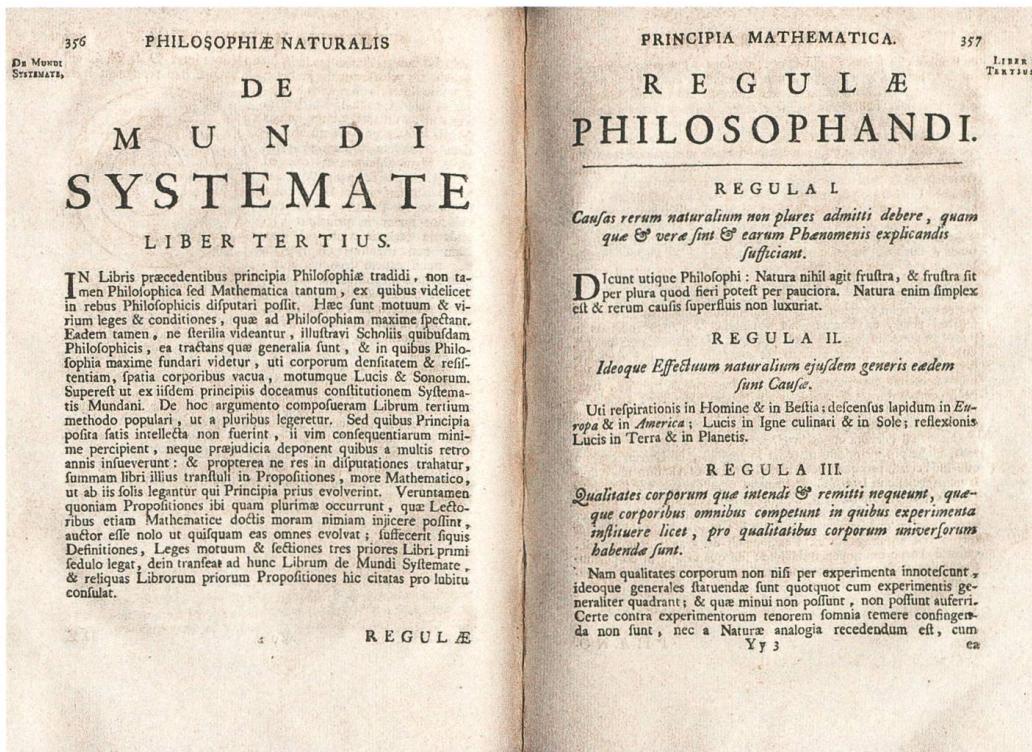


Abb. 154: Newton, Principia, 1723, S. 356–357, De Mundi Systemate, Regulae Philosophandi

men, weil da noch anderes als bloss Vernunft hinzutritt. Alles, so ruft Kant aus, ist ein “herrlicher Probirstein” für unsere “Denkungsart”; er erklärt – und relativiert – es so: “Was Gegenstände betrifft, so fern sie bloß durch Vernunft und zwar nothwendig gedacht, die aber (so wenigstens, wie die Vernunft sie denkt) gar nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so werden die Versuche sie zu denken (denn denken müssen sie sich doch lassen) hernach einen herrlichen Probirstein desjenigen abgeben, was wir als die veränderte Methode der Denkungsart annehmen, daß wir nemlich von den Dingen nur das a priori erkennen, was wir selbst in sie legen.”

Der Drang nach Wissen und Erkenntnis lässt Kant auf diesem Wege gehen, mit den Prinzipien in einer und den Experimenten in der andern Hand, gerade so wie Newton Mathematik und Mechanik zusammenführt und in Beziehung setzt. Die ewige, immer wiederkehrende Versuchsanordnung, die Richtung des (‘geraden’) Weges zu bestimmen, auf die Natur gerichtet ... und ‘genötigt’! Wie man mit den Hindernissen, die vom geraden Weg abführen können – nämlich ökonomisch – umgeht, findet sich in den “Regulae Philosophandi” beschrieben, die den *Principia* Newtons hinzugegeben sind:

“Natura nihil agit frustra, & frustra fit per plura quod fieri potest per pauciora” (Abb. 154). Ockhams Rasiermesser, lange bevor der Begriff populär wurde! Sparsamer Umgang, Einfachheit! Unvermeidbar in der Forschungsbibliothek, die sich in der Beschränkung von Raum und Zeit einrichtet, selbst auf einen Weg gestellt ist und durch ihre Nutzer in Bewegung gehalten wird, ein Labor, vibrierend zwischen Rastlosigkeit und Ordnung, ein “Probirstein”, stets in Aufregung, dem ‘procédé’ und dem ‘grand jeu’, dem Abenteuer der Einsicht und der Erkenntnis zugeneigt.

Man braucht sich mit derlei Vorstellungen nicht zurückzuhalten. So wie Newton sichere Erkenntnis der Geometrie und weniger sichere (“minus accuratum”) der Mechanik zuweist, so unterscheidet auch Albert Einstein in seinem Berliner Vortrag *Geometrie und Erfahrung* vom 27. Januar 1921 die Sätze der Mathematik in ihrem Bezug auf die Wirklichkeit als nicht sicher und als sicher, insofern sie sich nicht auf die Wirklichkeit beziehen. Doch das “Rätsel” bleibt bestehen, wie es möglich sei, “daß die Mathematik, die doch ein von aller Erfahrung unabhängiges Produkt des menschlichen Denkens ist, auf die Gegenstände der Wirklichkeit so vortrefflich paßt” (Abb. 155). Auch er muss sich mit der Erfahrung, mit der “lebendigen Wirklichkeit” mehr befassen, als ihm auf den ersten Blick notwendig erscheint. Geometrie und Erfahrung, der gerade Weg, die Linie und das Rätsel, sie bilden ein vortreffliches Paradigma für die offenen Fragen unserer Erkenntnis, unabdingbare Voraussetzung unseres Forschens. Es war schon im Motto der platonischen Akademie einbeschrieben und als Bedingung gesetzt.

Der Kunsthistoriker und Philosoph Edgar Wind, ein Schüler Aby Warburgs, ist in seiner Habilitationsschrift *Das Experiment und die Metaphysik* (1934, Abb. 156) auf Einsteins “praktische Geometrie” eingegangen und hat deren ‘zyklische’ Natur – wie bei Kant – beschrieben und dann noch eine andere, ähnlich konstruierte Feststellung von Charles Peirce hinzugesetzt: “Wenngleich auf keiner möglichen Stufe des Wissens irgendeine Zahl groß genug sein kann, um die Beziehung auszudrücken zwischen der Menge dessen, was unbekannt bleibt, und der Menge des Bekannten, so ist es doch unphilosophisch anzunehmen, daß mit Bezug auf irgendeine Frage, welche eine klare Bedeutung hat, die Untersuchung nicht eine Antwort hervorbringen würde, wenn sie nur weit genug getrieben wird.”

Dem Satz entnimmt man insbesondere, dass die Forschung unaufhörlich weitergehen – und weitergetrieben werden – muss. Auch ein Imperativ, auf das Verfahren bezogen und auf ein Ziel gerichtet und in der “lebendigen Wirklichkeit” grundgelegt. Darauf trifft die grosse Herausforderung des

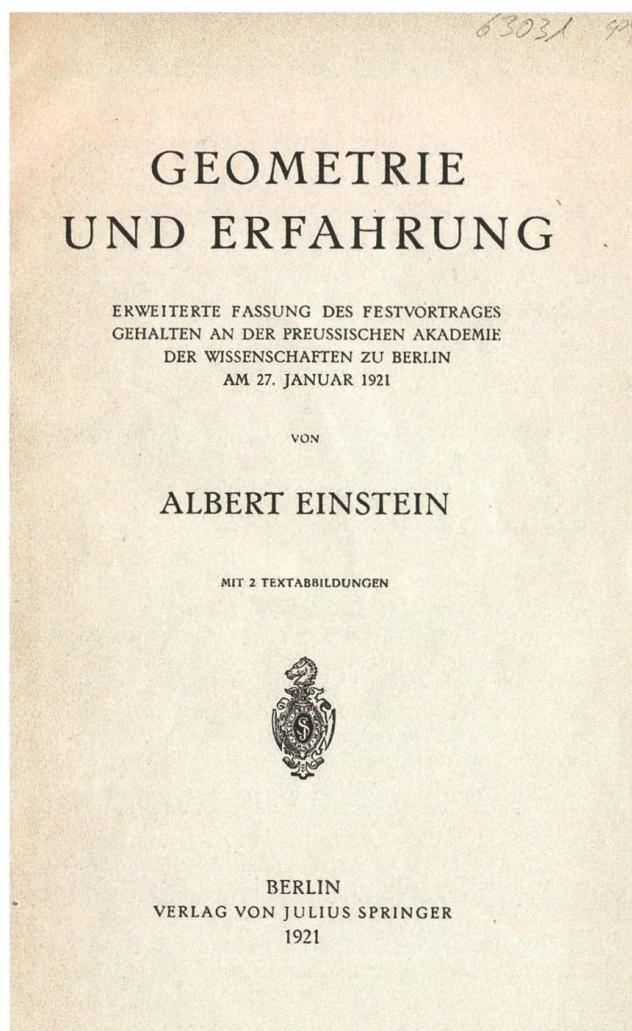


Abb. 155: Albert Einstein, Geometrie und Erfahrung, Berlin: Julius Springer, 1921, Umschlag

Nicht-Wissens, der Wirklichkeit, in der wir uns mit unseren Wahrscheinlichkeiten, den “verisimilia”, die wir aus dem Vergleich der Ähnlichkeiten gewinnen, mit der Sphinx Saccheris und dem “Rätsel” Einsteins befinden und einrichten müssen. Gute Aussichten! Edgar Wind bezeichnete seine Habilitation als Arbeit “aus dem Geist dieser Arbeitsgemeinschaft”, der kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, erwachsen, “obwohl das Thema dieser Arbeit” ihrem Problemkreis nur mittelbar angehört. Es ist gleichwohl ein guter Beweis dafür, wie Natur- und Geisteswissenschaften – und deren Zielsetzungen – zusammenfinden können. Edgar Wind hat seiner Studie ganz in diesem Sinne ein Zitat von Schlegel vorangestellt, in dem die Hoffnung “aus der Mathematik Nahrung für Euren Enthusiasmus zu schaffen” begründet

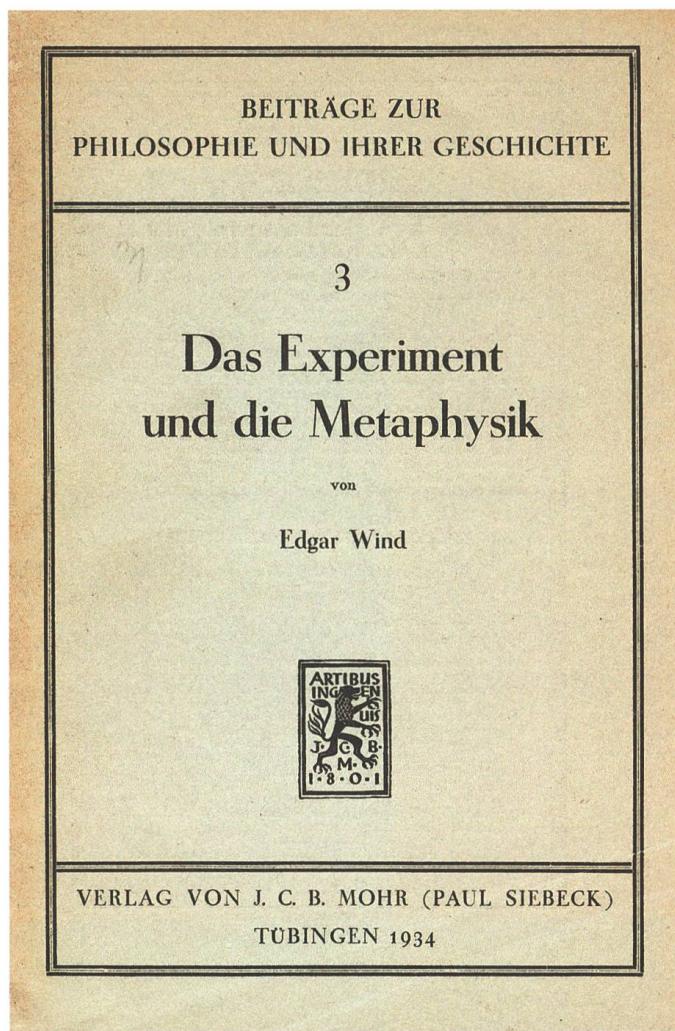


Abb. 156: Edgar Wind, *Das Experiment und die Metaphysik*, Tübingen: Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1934, Umschlag

ist: “Ich zog die Physik aber auch darum vor, weil hier die Berührung am sichtbarsten ist. Die Physik kann kein Experiment machen ohne Hypothese, jede Hypothese, auch die beschränkteste, wenn sie mit Konsequenz gedacht wird, führt zu Hypothesen über das Ganze, ruht gelegentlich auf solchen, wenn gleich ohne Bewußtsein dessen, der sie gebraucht.”

Der Teil und das Ganze! Eine gute Aussicht und Ausrichtung einer Forschungsbibliothek, der das “Ineinander” Öffnung und Experiment über alle Engen hinaus bedeutet, die “mit dem Fundamente der inneren Gewißheit für diese wirklich erreichbare Möglichkeit” den Weg ohne “Stillstand” beschreitet, ohne “natürliche Grenzen” und offen: “Das ganz vollendete und vollkommne Verstehen selbst aber — — — —”

BIBLIOGRAPHISCHE NOTIZ

Friedrich von Schlegel, Dürers *Unterweysung der Messung* (1525), Sempers *Stil* und die Werke von Immanuel Kant, Einstein und auch von Newton sind einfach zugänglich und hier nicht gesondert bibliographisch aufgenommen. Dies betrifft auch weitere Schriften, deren Titel oder Umschläge im Text abgebildet sind.

Schwer zugänglich sind die kleinen Publikationen von Tommaso Ceva und Giovanni Saccheri:

- [Tommaso Ceva], *Opuscula Mathematica Thomae Cevae è Soc. Iesu, Mailand: Typis Iosephi Pandulfi Malatestae*, 1699.
- [Giovanni Girolamo Saccheri], *Sphinx Geometra, seu' quaesita geometrica proposita, et soluta. Rursus prodeunt sub auspiciis serenissimi principis Francisci Farnesii*, Parma: Albertus Pazzonus, & Paulus Montius Socii, 1694.

Der Umschlag mit der Vignette aus Raphaels “Schule von Athen” des ersten Bandes der 1936 in Belgrad erschienenen kurzlebigen Publikationsreihe *Philosophia* ist deshalb abgebildet (Abb. 146), weil sich darin Husserls berühmter später Aufsatz und in diesem der hier zitierte Passus zu Kant findet:

- Edmund Husserl, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie, in: Arthur Liebert (Hg.), *Philosophia*, Vol. 1, Fasc. 1–4, Belgrad: Ex Officina Scoietatis “Philosophiae”, 1936, S. 77–176, hier S. 169.

Zu Newton ist nachzutragen, dass wir nebst der Erstausgabe (in Facsimile) auch den bei uns befindlichen Raubdruck von 1723 benutzt haben, weil darin nach “De Mundi Systemate” (S. 356) die “Regulae Philosophandi” (S. 357) hinzugefügt sind; dieser Raubdruck folgt der Ausgabe Cambridge 1713, die wir jedoch nicht überprüfen konnten:

- [Isaac Newton], *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica. Auctore Isaaco Newtono, Equite Aurato., Editio Ultima Cui accedit Analysis [...]*, Amsterdam: Sumptibus Societatis, 1723.

Proklus wurde in der Ausgabe Barozzis konsultiert:

- Procli Diadochi Lycii Philosophi Platonici Ac Mathematici Probatissimi In Primum Euclidis Elementorum librum Commentariorum Ad Universam Mathematicam Disciplinam Principium Eruditionis Tradentium Libri IIII. A Francisco Barocio Patritio Veneto summa opera, cura, ac diligentia cunctis mendis expurgati: Scholiis, & Figuris, [...]: primùm iam Romanae linguae venustate donati, & nunc recèns editi, Padua: Gratiosus Perchacinus, 1560.

Die Darlegung nimmt zum Teil Bezug auf früher publizierte Schriften:

- Werner Oechslin, “... und welche Vernunft speculirt nicht ...”: NEBENGEBAUDE – architektonische und andere!, in: Wissensformen. Sechster Internationaler Barocksommerkurs, Stiftung Bibliothek Werner Oechslin, Einsiedeln, 10.–14. Juli 2005, Zürich: gta Verlag, 2008, S. 16–37.
- Werner Oechslin, Das Wahre ist das Ganze! ... und die Bibliothek als “das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen”, in: Rosa Parlavecchia / Paola Zito (Hg.), Scaffali come segmenti di storia. Studi in onore di Vincenzo Trombetta, Rom: Edizioni Quasar, 2020, S. 17–25, in diesem Buch S. 26–33.
- Werner Oechslin, Die Bibliothek und ihre Beweger, in: Scholion 12/13, 2020/21, S. 13–67, in diesem Buch S. 252–305.